DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

10. Jahrgang – Heft 2 – **Deutschland-Ausgabe** Februar 1960 Preis 10 Pf – Verlagsort Frankfurt a. M. / D 2442 E

Die Hohen Schulen und die SPD

Ein Gespräch mit dem hessischen Kultusminister Professor Dr. Ernst Schütte

AUFGEZEICHNET VON UNSEREM REDAKTIONSMITGLIED KLAUS SCHEUNEMANN

Um den Ministerialrat Scheidemann und seinen Vorschlag, das Überfüllungsproblem der Hochschulen durch das „Rausprüfen" jedes vierten Studenten zu lösen, ist es inzwischen wieder still geworden. Man hat sich nämlich daran erinnert, daß in Bonn zwar ebenso über Kulturpolitik diskutiert werden darf wie in München oder in Kiel, daß indes die Entscheidungen in den Ländern fallen. Wer erfahren will, was in unseren Tagen tatsächlich geschieht, um der Not der Hochschulen zu begegnen, und mit welchen Maßnahmen in der nächsten Zeit zu rechnen ist, muß sich in den Landeshauptstädten informieren. Im Wiesbadener Kultusministerium (offiziell: „Ministerium für Erziehung und Volksbildung") residiert seit nunmehr einem Jahr Professor Dr. Ernst Schütte (SPD). Im Gegensatz zu seinem Vorgänger, Dr. Arno Hennig, ist Minister Schütte bisher nicht mit spektakulären Reformprojekten an die Öffentlichkeit getreten. Vielleicht, um seinen Mitarbeitern eine Atempause zu gönnen (das Kultusministerium war unter Dr. Hennig die Zielscheibe zahlreicher Angriffe gegen die hessische SPD/BHE-Regierung), vielleicht aber auch, weil er sich, wie man in Wiesbaden sagt, „zunächst in die tägliche Verwaltungsroutine hineinfinden mußte". Zurückhaltung und Vorsicht in der Formulierung kennzeichnen die Argumentation des hessischen Staatsministers, der dem DISKUS in der letzten Januarwoche ein Interview über Fragen der Hochschulpolitik gab.

Foto: DISKUS-Archiv

Professor Schütte

In einem Exposé hatten wir Herrn Professor Schütte eine Anzahl Fragen vorgelegt. Unter Punkt 1 hieß es da:

„Im Streit der Meinungen mag mancher die Grundsätze sozialdemokratischer Kulturpolitik nicht mehr klar erkennen. Könnten Sie uns die Grundsätze dieser Politik kurz skizzieren, insbesondere im Hinblick auf die Universitäten und Hochschulen?"

Der Bitte, dieses „Riesenthema" ein wenig zu differenzieren, kamen wir insofern nach, als wir Herrn Minister Schütte fragten, welchem „Menschenbild" sich die sozialdemokratische Kulturpolitik verpflichtet fühlten.

Da der Begriff „Menschenbild" selbst nicht klar sei, solle man lieber von pädagogischen Zielvorstellungen sprechen, vor allem aber von den konkreten Aufgaben des pädagogischen Alltags, meinte der Minister. Diese allerdings habe die SPD klar und ausführlich in ihrem Programm „Die Zukunft Meistern" formuliert.

Für die Praxis käme es darauf an, bei der „Orientierung auf gewisse Ziele hin das Nächste — die aktuellen Probleme — nicht aus den Augen zu verlieren." Damit wolle er keinesfalls einer rein pragmatischen Kulturpolitik das Wort reden. Vielmehr müßten alle praktischen Maßnahmen ständig an den Aufgaben der Zukunft gemessen werden.

Keine neue Universität für Hessen

Unsere zweite Frage an Herrn Professor Schütte galt dem Thema „Hochschulreform".

Die Hochschulreform, von der man ja keineswegs erst seit Kriegsende rede — der Reichstagsabgeordnete Wilhelm Kahl habe bereits im Jahre 1898 eine „Universitätsreform" gefordert — sei zum großen Teil ein finanzielles Problem.

Alle ins Detail gehenden Fragen — etwa nach der zweckmäßigsten Struktur der Hochschulen, nach ihrer „Entlastung durch Fachhochschulen" usw. ließen sich nicht eindeutig beantworten. („Die Einen meinen: das ist möglich. Die Anderen: es ist unmöglich.") Die theoretische Auseinandersetzung sei widerspruchsvoll, ja diffus. Zu jeder These finde sich eine Antithese — „eine so logisch begründet wie die andere."

Ob man an den bestehenden Universitäten neue Lehrstühle einrichten solle, oder — wie gelegentlich im Forschungsbeirat der Hessischen Landesregierung gefordert wurde — die Ausbildung für bestimmte Berufe neu zu errichtenden „Colleges" übertragen solle, um die Universitäten zu entlasten, sei nicht ohne weiteres zu entscheiden. Man kann sagen: „Wenn Institutionen, die vom gesellschaftlichen Leben gefordert werden, so groß werden, daß sie die ihnen übertragenen Aufgaben nicht mehr bewältigen können, dann gründet man neue Institutionen". Das sei allerdings außerordentlich schwierig, wie das Beispiel Baden-Württembergs beweise, wo Ministerpräsident Kiesinger eine neue Universität (Konstanz) errichten wolle. Die Gegner derartiger Projekte argumentierten damit, daß man Universitäten „nicht einfach gründen kann", sondern von starken Traditionen getragen werden müsse.

In Hessen sei in absehbarer Zeit mit der Gründung neuer Hochschulen nicht zu rechnen. Im Verhältnis zu Größe und Einwohnerzahl habe das Land „mit drei Universitäten (Frankfurt, Marburg, Gießen) und einer technischen Hochschule (Darmstadt) organisatorisch das Äußerste getan." Da die Universitäten und Hochschulen „ihrer Struktur nach aber nicht nur Landesinteressen zuzuordnen sind", gelte es, die Vorschläge des Wissenschaftsrates zur „schwerpunktmäßigen" Konzentration bestimmter Disziplinen an bestimmten Hochschulen abzuwarten.

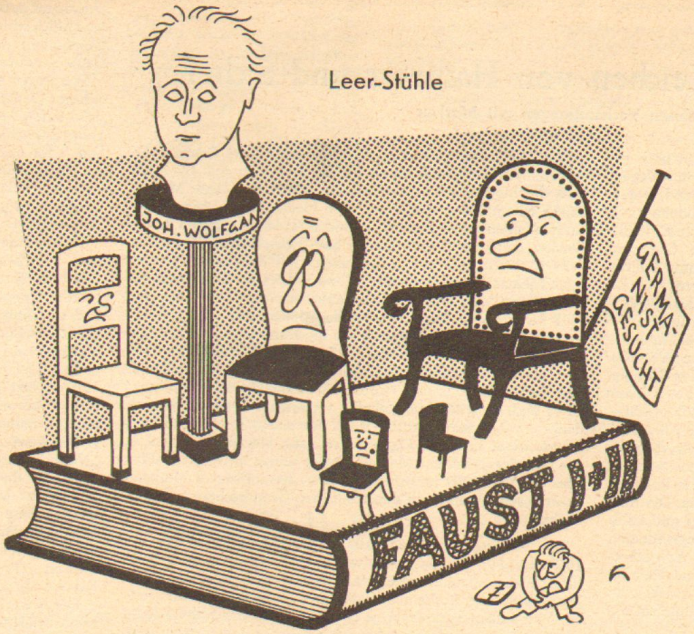
Der augenblickliche Investitionsbedarf der hessischen Universitäten lasse sich nicht genau bestimmen.

Zwischen den noch ausstehenden Vorschlägen des Wissenschaftsrates und dem vieldiskutierten „Rahmenplan" für die Neuordnung des Schulwesens bestehe insofern keine Parallele, als sich über die Notwendigkeit einer Hochschulreform alle Betroffenen einig seien.

„Wenn der Plan des Wissenschaftsrates vorliegt, wird es nicht mehr These und Gegenthese geben. Dann wird man wissen, was in den nächsten fünf Jahren getan werden muß. — Das ist der richtige Weg: mit der Ermittlung des tatsächlichen Bedarfs beginnen — und nicht mit Zukunft bilden! Wir müssen uns an den Gegebenheiten orientieren."

Unsere nächste Frage galt den an einigen hessischen Universitäten bestehenden Zulassung ab. Es sei unzulässig, etwa die Zulassung zum Jurastudium mit dem Hinweis darauf zu beschränken, daß es „zu viele Juristen" gäbe.

Die Einengung des Mitspracherechts der Studenten bei der autonomen Verwaltung der Hochschulen in Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen hat unter den Betroffenen zum Teil leidenschaftliche Proteste ausgelöst (Mainzer „Bartstreik", Bonner AStA-Rücktritt). In Hessen ist die Beteiligung der Studenten an der Verwaltung der Hochschulen zwingende Vorschrift der Verfassung (Artikel 60). Zur Zeit arbeitet man in Wiesbaden an einem Rahmenentwurf einer Satzung für die hessischen Universitäten, in dem auch das Mitspracherecht der Studenten kodifiziert werden soll. Hierzu erklärte Minister Schütte: Es sei nicht zu befürchten, daß die gegenwärtigen Rechte der Studentenvertretungen beschnitten würden. Er sei der Meinung, man solle „die Studenten überall dort mitwirken lassen, wo es sich sinnvoll durchführen läßt."



Von entscheidender Bedeutung für die zukünftige Entwicklung werde für die Hochschulen die Bedarfsplanung des WISSENSCHAFTSRATES sein. „Der Wissenschaftsrat ist eine außerordentlich glückliche Einrichtung; die einzige Institution, die die Länder umgreift und sich ein Gesamtbild schaffen kann", erklärte der Minister. Wenn auch kein Abkommen existiere, in dem die Kultusminister der Länder sich verpflichtet hätten, den Empfehlungen des Wissenschaftsrates zu folgen, so könne man doch von einem gentleman's agreement dieser Art sprechen. „De facto besteht Übereinkunft darüber, die Vorschläge des Wissenschaftsrates sehr ernst zu nehmen."

sungsbeschränkungen für bestimmte Fächer. („Ein numerus clausus ist das ja eigentlich nicht", meinte der Minister.) Während in einigen Fakultäten „ein Stuhl und eine Tischecke" ausreichten, um zu studieren, benötige der Naturwissenschaftler einen eigenen Laborplatz. Die Zahl derartiger „Arbeitsplätze" sei begrenzt. Um das Studium in dieser Disziplin nicht ganz zu entwerten, sei man gezwungen, die vorhandenen Arbeitsplätze zuzuteilen. Einem Gutachten des Justizministers (Ministerpräsident Zinn, d. Red.) zufolge sei dies verfassungsmäßig zulässig.

Entschieden lehnte Professor Schütte dagegen jede am Arbeitsmarkt orientierte Studienlen-

Mehr Bundesmittel für die Länder

Die letzte Frage, die wir Herrn Minister Schütte stellten, hatte das Thema Unterrichtsgeldfreiheit zum Gegenstand. Da diese allein nicht genüge, allen Begabten ein Hochschulstudium zu ermöglichen, müsse man die Förderung nach dem „Honnefer Modell" ausbauen und verbessern.

Sowohl die finanziellen Probleme der Hochschulen wie die Existenzfragen der bedürftigen Studenten ließen sich nur lösen, wenn den Ländern im Rahmen des Finanzausgleichs für ihre kulturpolitischen Aufgaben mehr Mittel aus dem Bundesetat zur Verfügung gestellt würden. Die Etats der Länder reichten „gerade für die Tagesarbeit" aus.

Der Bund habe zwei Möglichkeiten, sich die hierfür erforderlichen Mittel zu beschaffen: durch Erhöhung der Steuern oder Kürzung der Ausgaben für bestimmte Haushaltspositionen. Die Sozialdemokraten fragten sich besorgt, ob ez z. B. richtig sei, „zehn, elf oder zwölf Milliarden Mark für die Rüstung auszugeben, wenn die Ausgaben für die Wissenschaft dazu in keinem angemessenen Verhältnis stehen."

„Irgendwie mündet jede weitgreifende Kulturpolitische Überlegung in die Frage: Ist die heutige Proportion zwischen Rüstungsausgaben und Ausgaben für die Wissenschaft vor den Aufgaben der Gegenwart zu verantworten. Aber das sind hochpolitische Fragen, die nur im Zusammenhang mit der Außenpolitik beantwortet werden können."

Schwarze Schafe im sozialistischen Lager

Jugoslawische Studenten lassen sich nicht gleichschalten

So eindeutig die jugoslawischen Studentenführer unter der Ägide des Bundes der Kommunisten am „Aufbau des Sozialismus" im eigenen Land mitwirken, so systematisch und konsequent werden sie seit Jahren von den sozialistischen „Brüdern" aus dem Ostblock und auch von gewissen internationalen Organisationen boykottiert. Die ungezählten Verleumdungen, die von den volksdemokratischen Jugendverbänden, vor allem seit 1948, auf die jugoslawischen Studenten niedergehen, haben diese dazu gezwungen, einen zähen Kampf um die Selbstbehauptung zu führen.

Der politischen Entwicklung seit 1945 verdanken die jugoslawischen Studenten die Möglichkeit, „sozialistische Ketzer" zu sein und ihre Probleme unabhängig von Moskau aus eigener Kraft zu lösen. Sie weigern sich, den Führungsanspruch des sowjetischen Komsomol anzuerkennen und „spuren" ideologisch nicht so, wie es der Kreml und seine Satelliten wollen.

Als 1948 evident wurde, daß Tito auf dem eigenen Weg seines Landes zum Sozialismus bestand, begann das Trommelfeuer, das im Grunde bis heute nicht nachgelassen hat. Das ZK des Komsomol richtete einen Appell an das ZK der kommunistischen Jugend Jugoslawiens und forderte einen Aufstand gegen Tito und die ganze Parteiführung. Der geschäftsführende Ausschuß des „Weltbundes der demokratischen Jugend" verurteilte „die ehrlosen Verräter an Frieden und Demokratie, die Deserteure im Dienste der Imperialisten und Kriegstreiber" und erklärte sich „solidarisch mit der demokratischen Jugend Jugoslawiens, die gegen Tito und seine Clique für die Freiheit und Unabhängigkeit der Partei, für Frieden und Demokratie in der ganzen Welt kämpft".

Auch nach Stalins Tod blieb Tito der Dorn im Auge der Sowjetführer und damit auch der Komsomolzen. Diese mischten sich weiter kräftig in die inneren Angelegenheiten der jugoslawischen Studentenorganisationen ein. In der „Komsomolskaja Pravda" vom 10. 4. 53 hieß es, die fortschrittlichen Kräfte in der jugoslawischen Jugend, wüßten, daß es für sie nur eines geben könnte: den Kampf gegen Titos faschistisches System.

1956, nach Budapest, hintertrieben der Komsomol und die Jugendorganisationen fast aller „sozialistischen" Länder die Zusammenarbeit mit Jugoslawien. Den jugoslawischen Jugendführern wurde zum Vorwurf gemacht, sie enttäuschten die Studenten des eigenen Landes, seien antisowjetische Elemente und Spalter im sozialistischen Lager und lähmten die Arbeit der internationalen Organisationen. Am 5. 7. 58 kündigte das ZK des Komsomol „aus Gründen der Überlastung" fast das gesamte (längst beschlossene) Programm für eine Zusammenarbeit mit der jugoslawischen Jugend. Das war die Ouvertüre einer Kampagne der am nächsten Tag ein Artikel in der Zeitschrift „Kommunist" folgte, in dem das Grundsatzprogramm der jugoslawischen Kommunisten angegriffen wurde. Ein derartiges Hand-in-Hand-Gehen von Staatsjugend und Staatspartei ist typisch für alle Länder des Ostblocks, mit Ausnahme Jugoslawiens, wo die Studenten und die anderen Jugendlichen zwar die Grundsätze der Partei Titos befolgen müssen, sonst aber relativ viel Freiheit haben.

Auch der IV. Kongreß des jugoslawischen Studentenverbandes (Januar 1959 in Serajewo) stellte die methodische Blockierung seitens der Volksdemokratien unter Beweis: Es war keine Delegation aus den Ostblockländern erschienen, und der kommunistisch gelenkte Internationale Studentenbund, der ebenfalls eingeladen war, „entschuldigte" sich telegraphisch für sein Nichterscheinen.

Die häßlichsten Töne kamen bisher jedoch aus dem kleinsten Lande des Ostblocks, aus Albanien. Erst vor kurzem verstieg

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 21494

sich der albanische Jugendführer Todi Lubonya zu folgender Hetze: „Unsere Jugend hegt ein starkes Gefühl des Hasses gegen ihre Feinde: die Imperialisten und ihre Handlanger, die **jugoslawischen Revisionisten** und griechischen Monarchisten und Faschisten." Und in dem Handbuch für kommunistische Jugenderziehung heißt es: „Die jugoslawischen Revisionisten, diese Verräter an ihrem Volk, haben den Wunsch, daß die ihnen anvertrauten Jugendlichen ohne klare Perspektiven und ohne Lebensziele aufwachsen und daß sie ihr Gehirn und ihre Energien in den schrankenlosen Vergnügungen, im unmoralischen Leben nach amerikanischem Muster, im Vagabundismus und Alkoholismus vergeuden."

Ungeachtet dieser Flut von Schmähungen, Verleumdungen und Brüskierungen sind die jugoslawischen Studenten den Weg der Verständigung mit Jugendlichen aus aller Welt — aus „Ost" und „West" — gegangen. Noch kürzlich haben sie sich auf ihrem IV. Kongreß in Serajewo in aller Form für eine intensive internationale Zusammenarbeit der Studentenorganisationen ausgesprochen, die sie für den konstruktivsten Beitrag zur Sicherung des Friedens und zur Stärkung der Freundschaft unter den jungen Menschen in der ganzen Welt halten. Der Besuch der zahlreichen internationalen Seminare in Dubrovnik („Die Universität heute"), in Zagreb („Planwirtschaft"), in Zadar („Jugoslawische Literatur") und in anderen Städten über das moderne Jugoslawien, über den Weltfrieden, die Rolle der Intelligenz, die aktive friedliche Koexistenz zwischen den Völkern, usw., die Teilnahme jugoslawischer Studentendelegationen an Kongressen und Konferenzen in allen Ländern der Welt und die Beteiligung jugoslawischer Künstler und Sportler an Kulturfestivals und Sportfesten der Studenten aus aller Welt, beweisen den Willen des jugoslawischen Studentenverbandes, den kalten Krieg nicht auch unter den Studenten auszutragen und aus der ideologischen Isolierung herauszukommen.

Emil Senn

Attraktion Ostsektor

Eine Straße im Herzen Berlins. Eine Straße, die zugleich Grenze ist: die von mir benutzte Seite gehört zu Westberlin, die andere zum Ostsektor. Ich stapfe in Richtung Norden, zum Brandenburger Tor. Autos sind hier kaum zu sehen. Auch Fußgänger nicht. Nur drüben auf der anderen Straßenseite — 50 Meter weiter — steht ein Vopo, das Gewehr über der Schulter. Die stehen hier überall — von westlicher Polizeit ist kaum etwas zu sehen.

Ich habe Zeit und so kann ich zusehen, wie die wenigen Wagen, die die Grenze passieren, abgefertigt werden. Der westliche Zoll läßt die kleinen Wagen durchfahren ohne sie zu stoppen. Bei den größeren sieht er kurz durch die Scheiben und gibt dann auch die Straße frei. So ist es meistens. Wenn nicht gerade eine Razzia gegen „Benzinschmuggler" läuft, die für wenig Geld ihren Tank im Osten vollaufen lassen.

Ich sehe dem an mir vorbeischleichenden Mercedes nach. Hier lohnt es sich nicht, schnell zu fahren, denn 100 Schritt weiter muß er wieder halten: Zollkontrolle, diesmal von der anderen Seite.

Von „drüben" kommt ein Fußgänger. Bei den wenigen, die hier durch das Brandenburger Tor kommen, einst einem der belebtesten Punkte Berlins, fällt jeder sofort auf. Ich kenne ihn schon von weitem, es ist ein Kollege von der FU. Er war wieder in der Ostberliner Staatsbibliothek, weil er irgend eine alte Schwarte in unserer Universitätsbücherei nicht finden konnte. Er geht öfter dorthin, weil diese Bücherei eine wahre Fundgrube ist — obwohl verschiedene Westberliner Studenten von einem Besuch der Staatsbibliothek nicht zurückgekehrt sind: sie wurden aus meist unbekannten Gründen vom SSD verhaftet. Der AStA der FU warnt deshalb alle Studenten, die irgendwie politisch dem Osten aufgefallen sein könnten, dorthin zu fahren.

Er hat schwer an seiner Aktentasche zu tragen. Ich kenne den Inhalt: gute Fachbücher. Nicht allzuweit von hier gibt es eine Buchhandlung und Bücher gibt es noch ohne Ausweis. Hier sind viele Westberliner Studenten Stammkunde. Wen kümmert es schon, daß der Rektor alle Jahre den vergilbten Anschlag erneuert, in dem er darauf hinweist, daß laut Kontrollratsgesetz Nr. xy der Einkauf von Waren also auch von Fachbüchern in Ostberlin verboten ist und daß die Übertretung dieses Gesetzes disziplinarisch bestraft wird? Es ist halt doch ein Unterschied, ob man für ein Buch 40 DM oder nur 40 Ostmark ausgeben muß.

Wir begrüßen uns und er fragt mich, was es besonderes gäbe. Nichts besonderes, nur Zollkontrollen, bewaffnete Polizei — hier mit Pistolen drüben mit Gewehren — und Strafandrohung, wenn man als Deutscher in Berlin einkauft. Nichts besonderes, daran haben wir uns längst gewöhnt.

Hermann Müller

. . . erlebt von Simplizissimus

Es ist ein Erlebnis besonderer Art, den Ostsektor Berlins zu besuchen. Ich war vor einigen Wochen wieder einmal „drüben" — zusammen mit einem Studenten aus Bayern. Er wußte Bescheid, dieser junge Mann! Und eine „fundierte Meinung" hatte er auch (er lese täglich die Zeitung, erklärte er mir). Er war also wohlgerüstet für einen Ausflug in jene Welt, die unser Kanzler auf [illegible] Formel „Sklaverei" gebracht hat. Am Bahnhof Zoo stopfte er sich noch rasch ein Bündel Ostgeld in die Börse — 40 Mark für zehn Mark West — und dann ging es per S-Bahn über die Sektorengrenze. Ziel: Bahnhof Friedrichstraße. Dort betraten wir „demokratischen" Boden und bereits nach kurzem Umschaun äußerte mein Begleiter aus Bayern: „Die Leute sind wesentlich schlechter gekleidet als bei uns." Wenig später — beim Überqueren der nicht gerade verkehrsreichen Friedrichstraße stellte er befriedigt fest: „Lauter westliche Autonummern!"

Wir waren also nicht allein, und sein Schritt wurde merklich sicherer. Aufmerksam beobachtete er die Passanten. Die naiv dekorierten Auslagen der Geschäfte entlockten ihm ein mitleidvolles Lächeln. Vor einer Spirituosenhandlung blieben wir stehen. „Na ja! — Außerdem ist Ostberlin das Schaufenster der Zone, müssen Sie bedenken. Propaganda!" Als ich nichts erwiderte, blickte er mich mißtrauisch an, und ich beeilte mich beschämt zu gestehen, daß er recht hatte. Gegen überraschende Entdeckungen waren wir somit gefeit. —

Wohin gingen wir eigentlich? — „Zum Alexanderplatz. Dort kann man billig Bücher kaufen. Und im ‚Haus der tschechoslowakischen Kultur' soll es Langspielplatten zu 11 DM-Ost geben. Händel, Chopin und so. Das lohnt sich." Wir kauften also Bücher, und es lohnte sich wirklich. Da man uns aber als Westler erkannte, bekamen wir nicht alles, was wir wollten. „Aha!" Vielsagend nickte er mir zu. Und, zur Verkäuferin gewandt, meinte er begütigend: „Sie können ja nichts dafür." —

„Und jetzt tät' uns eine Brotzeit gut." Ich sah ihn zweifelnd an: „Ohne Ausweis?" Aber die Platinblonde am Wurstbuffet ließ mit sich reden. „20 Pfennig-West für eine Bockwurst," rechnete er begeistert. „Da nehme ich gleich zwei. Und ein Bier, bitte!" — „Nicht 'mal so übel." Wohlwollend kaute er an seiner Wurst. „Aber für die Leute hier ist es natürlich teuer." Er blickte sich mit ernster Miene nach den Passanten um. „Sind doch zu bedauern, diese Menschen." — Als wir fertig waren, kaufte er noch fünf Zigarren, das Stück zu einer Mark. Das Rausgeld wies er großzügig zurück: „S'ist gut so." Erstaunt starrte ihn die Blondine an. „Sie scheinen sehr wohlhabend zu sein!" Doch er wehrte lachend ab: „Der Wechselkurs!"

Der Besuch im HO-Kaufhaus war wenig erfreulich. Vieles gab es zu bemängeln. Kein Vergleich mit „Hertie" oder dem „Kaufhof": viel Kitsch à la Wilhelm zwo und wenig Dekorationen. Gänzlich verdorben aber wurde ihm die Laune, als man ihm nicht einmal eine Krawatte verkaufen wollte. „Und im Café bekommen wir auch nichts. Gehen wir lieber." Bevor wir den Sektor verließen, erstanden wir noch, neben einigen Ansichtskarten plus Briefmarken — „den Wechselkurs muß man doch ausnützen" — die „BZ am Abend". „Ein übles Schmutzblatt," bekannte er dem Verkäufer laut, und als dieser betreten schwieg, fügte er verstehend hinzu: „Sie dürfen es ja nicht sagen, aber ich darf es."

„Ja!" sagte er bedrückt, als wir im Zug saßen. „Ja!" sagte auch ich und starrte vor mich hin. Wir schwiegen. Erst als er die Coca-Cola-Reklame an einer westlichen Station erkannte, murmelte er müde: „Und bei uns . . . nichts als Fressen und Saufen . . . kein Gedanke an die Wiedervereinigung . . . " Ein langer Seufzer unterbrach seine Meditation, doch dann tröstete er sich: „Wir müssen Geduld haben. Der Tag wird kommen."

V.d.V.

Katerfrühstück im Zeichen von Hammer und Sichel

Vor illusionslosen Verhandlungen mit Moskau

Auch wenn der Karneval in den nächsten Wochen noch so hohe Wellen in der provisorischen Hauptstadt am Rhein schlagen wird: die Sorge um Berlin lastet so schwer wie eh und je auf den Gemütern der Bundespolitiker. Auf den Rosenmontag und auf den Fastnachtsdienstag wird der große Kater folgen. Er heißt Gipfelkonferenz. Das säuerliche Gesicht des Herrn Gromyko wird dann auch die ausgelassensten Narren der Bonner Politik schlagartig wieder an den Ernst der Stunden erinnern.

Einen Vorgeschmack dessen, was uns in punkto Zähigkeit und Beharrlichkeit sowjetischer Politik erwartet, erhielten die Freien Demokraten in diesen Tagen. Botschafter Smirnow bot der Bonner FDP-Fraktion an, sich in der Sowjetbotschaft den Film von Chruschtschows Amerikareise anzusehen. Die Fraktionsführung der FDP sagte grundsätzlich zu und eines Tages flatterte allen FDP-Abgeordneten die offizielle, mit Hammer und Sichel gezierte Einladung der Sowjetbotschaft in den Briefkasten. Allen Abgeordneten — mit Ausnahme der beiden FDP-Vertreter, die vom Berliner Abgeordnetenhaus in den Bundestag delegiert wurden. Die Fraktionsführung der FDP frug bei den Sowjets in Rolandseck zurück: hier müsse doch wohl ein Irrtum vorliegen. Die Antwort der Sowjets erfolgte prompt und lautete knapp und kühl: es liege kein Irrtum vor — die beiden Berliner Abgeordneten würden zu gegebener Zeit eine Einladung von der Sowjetbotschaft in Ostberlin erhalten, um sich den Chruschtschow-Film im sowjetischen Botschaftsgebäude Unter den Linden ansehen zu können. Ergebnis: die gesamte FDP-Fraktion verzichtete auf die geplante Fahrt nach Rolandseck.

Dennoch: die Sowjets haben in diesen Tagen bewiesen, daß sie durchaus auch Zartgefühl für das Schicksal der Deutschen an den Tag legen können. Sie ließen wissen, daß sie darauf verzichten wollen, ein neues Botschaftsgebäude in Bonn zu errichten. Sie begründeten diesen Entschluß damit, daß sie den Eindruck vermeiden wollten, als ob bei ihnen die Wiedervereinigung Deutschlands abgeschrieben sei. Dabei ist der alte Hotelbau in Rolandseck für den riesengroßen und noch ständig wachsenden Stab von Sowjetdiplomaten schon lange unzureichend. Erst kürzlich war in Bonn davon die Rede, daß die Sowjetbotschaft beabsichtige das Gebäude des Bonner Bürgervereins im Herzen der Stadt zu erwerben. Die Sowjets hätten dann als einzige der in Bonn vertretenen Großmächte ihre Fahne mitten im Herzen der Bundeshauptstadt hissen können. Weder den Amerikanern, noch den Briten oder Franzosen ist das bisher vergönnt. Ihre Botschaftsgebäude liegen an der Peripherie der Stadt. —

Zum Glück kam es anders. Auch die Räume des Bonner Bürgervereins erwiesen sich als als für die Russen zu eng. Blieb nur noch die Möglichkeit eines Neubaus. Aber dazu sagte Moskau „njet". So muß nun alles beim alten bleiben. Man rückt in Rolandseck eben enger zusammen und läßt den Deutschen so die Illusion, daß man für ihr Sehnen nach Einheit etwas übrig hat.

Es ist trotzdem nicht anzunehmen, daß derartige Mätzchen irgend jemanden in Bonn beeindrucken können. Die Front des Mißtrauens gegenüber Moskau reicht von der CDU über die FDP bis zur SPD. Das immerhin hat Moskau mit seiner Druck- und Diffamierungskampagne gegen die Bundesrepublik erreicht. An erster Stelle steht in Bonn die Sorge um Berlin. Wenn nicht alles täuscht, wird der Druck auf die alte Hauptstadt während der Gipfelkonferenz noch zunehmen. Bundeskanzler Adenauer ist es nach in Bonn fast einhellig vertretener Meinung zu verdanken, wenn die westliche Seite mit einem klaren Verhandlungskonzept in dieses Gipfeltreffen geht. Der Westen wird in das Gipfelgespräch mit Moskau wieder seinen alten Berlin-Plan vom 16. Juni 1959 mitbringen, dessen wesentlichstes Merkmal darin bestand, daß er an den westlichen Grundrechten in Berlin festhielt.

Das verhängnisvolle westliche „Arbeitspapier" vom 28. Juli 1959, das den ursprünglichen westlichen Berlin-Plan in gefährlicher Weise aufzulockern schien, indem es den Russen neue Verhandlungen über Berlin nach fünf Jahren und eine UNO-Kontrolle zur Überwachung „subversiver Tätigkeit" anbieten wollte, scheint nicht mehr zu existieren. Adenauer scheint es gelungen zu sein, die westlichen Verbündeten von der Gefährlichkeit derartiger Konzessionen zu überzeugen.

Bei den neuen Berlin-Verhandlungen auf der bevorstehenden Gipfelkonferenz wird der Westen — so weit sich das schon jetzt übersehen läßt — härter und weniger elastisch in der Frage der grundsätzlichen Rechte der drei Westmächte in Berlin sein. Lediglich in Verfahrens- und Einzelfragen der Verwaltung Berlins, die das Recht der Anwesenheit westlicher Truppen und das Recht des freien Zugangs zur Stadt vom Westen aus nicht grundsätzlich berühren, dürfte der Westen zu Modifikationen bereit sein, wenn diese Neuregelungen Verbesserungen für das Leben der Berliner Bevölkerung bedeuten. Diese Ausgangslage verspricht Gespräche von äußerster Härte, deren Erfolglosigkeit — nach allen bisherigen Erfahrungen — schon fast sicher vorauszusehen ist.

Bgt.

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Wolf Calebow, Eberhard Dehne, Robert W. Flohr, Klaus Scheunemann, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Peter-Klaus Iden, Hanno Reuther, Klaus Scheunemann.
Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.
Korrespondent in Berlin: Hermann Müller.
Geschäftsführung: Günter Schwank, Oberursel, Oberhöchstädter Straße 33, Telefon: Oberursel 22 42.
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon 55 62 61.
Konten der Zeitung: Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158.
Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung", Universität Frankfurt am Main, Mertonstraße 26, Telefon 77 07 41, App. 188/189. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Telefon 55 11 78.
Abonnements zum Preis von 2,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes beim Vertrieb, Mertonstraße 26, zu bestellen.

Hooliganism or Nazi-Renaissance?

Eine Umfrage unter englischen Studenten.
Von unserem Mitarbeiter Ludwig Franke, Bristol.

„Wie sieht es in Deutschland aus? Wie groß ist die Gefahr? Wird die Regierung mit der Lage fertig?" Mit diesen Fragen überschütteten mich die deutschen Kollegen, die über Weihnachten hier geblieben waren. „Nach Zeitung und Fernsehen zu urteilen, ist es zu Hause 5 Minuten vor 12!" Das war der Eindruck, den die äußerst wachsame, empfindliche, wenn auch nicht immer objektive britische Berichterstattung hier erweckt hatte. Wie würde die Studentenschaft auf die antisemitischen Ereignisse der Weihnachtstage reagieren?

Zu Demonstrationen kam es nicht. Auch zu keinen öffentlichen Diskussionen. Die Studentenzeitung "Nonesuch News" berührte in ihrer ersten Ausgabe nach den Ferien das Thema überhaupt nicht. Hatte man von den Vorfällen überhaupt Notiz genommen? Und wenn, wie sieht man sie aus studentischer Perspektive? Hat man Vertrauen zur westdeutschen Demokratie? Sind alte Ressentiments noch wirksam?

Diesen Fragen versuchte ich in einem runden Dutzend Interviews nachzugehen. Die wiedergegebenen Zitate sind, soweit auf deutsch, paraphrasiert, soweit englisch, original.

● D. Wraight, Ingenieur, Vertreter seines Studienjahres, hatte die Ereignisse mit seinen Bekannten nicht besprochen. Er ist über die deutschen Verhältnisse schlecht informiert. Haltung reserviert: „Meine Eltern haben zwei Kriege erlebt, an denen Deutschland nicht schuldlos war."

● John Drage, Physik, Astronomical Society, hatte die Frage ebenfalls nicht diskutiert. Furcht vor Deutschland? "The fear of Russia overshadows everything."

● Mike Jalland, Student President der German Society kennt Deutschland gut. Hier seine Analyse: „Die Informationen der Studenten stammen aus dem Elternhaus, Presse, TV und Kriegsfilmen. Der Geschichtsunterricht hörte bei uns um etwa 1900 auf. Nur wenige kennen Nachkriegsdeutschland aus eigener Anschauung. Die genannten Einflüsse legen in den Studenten eine gewisse irrationale Furcht vor Deutschland an. Ihr redet von den Ereignissen zwischen 1939—45 als ‚der Krieg'. Bei uns heißt es ‚die Deutschen'. Und man glaubt, wenn diese Deutschen Waffen haben, dann ‚müssen sie was anstellen' (Mike spricht gut deutsch). Man glaubt aus dem Lauf der Geschichte ablesen zu können, daß die Deutschen diktaturanfällig sind: Bismarck, Wilhelm II, Hitler. Man fragt sich, ob bei einer plötzlichen Wirtschaftskrise Deutschland wieder einer Diktatur anheim fallen könne. Man war von der Hakenkreuzangelegenheit deshalb so betroffen, weil sie die DRP ins Licht rückte und zeigte, daß es trotz der furchtbaren Vergangenheit immer noch faschistische Kräfte gibt." (Die Schlagzeile: "200 Neo-Nazi leaders meet in Kaiserslautern Beer-cellar" hat hier helles Entsetzen hervorgerufen.) Mike nennt diese geistige Lage „Propagandagefühl". Er kennt Deutschland, glaubt, daß wir keine Kriegsabsichten haben; er sieht, daß unsere demokratischen Institutionen mit den neo-faschistischen Kräften fertig werden — und doch gibt er zu, das „Propagandagefühl" bei sich selbst noch nicht rational überwunden zu haben.

● "That will take at least two or three generations", sagt Peter McAllan, der vor zwei Jahren im Austausch in Frankfurt war im gleichen Zusammenhang. Und Sheila Spenser, Germanistin, fügt hinzu: "You must understand us. So many millions of dead are not easy to forget."

● Ein jüdischer Kommilitone, Engländer, Labour-sympathisierend glaubt an keinen neuen Anti-Semitismus oder eine Nazi-Renaissance. Trotzdem ist Deutschland für ihn nicht ungefährlich, "as long as the CDU is in power". "Why?" „Sie mißtrauen den Russen zu sehr und verlängern damit den kalten Krieg. Der kalte Krieg kommt ihnen zu passe (suits them) da er die Wiedervereinigung verhindert, bei der sie die Wahl verlieren würden."

● D. W. Roberts gehört der Philosophical Society an. Die Schmierereien werten er und seine Gruppe als "hooliganism" (dumme-Jungen-Streiche). Aber weiter: "A reunified Germany could be a military danger."

● Peter Silcox ist Vorsitzender des Labour Club (Studentenorganisation der Labour Party). Er kennt Deutschland und Rußland aus eigener Anschauung. Er sagt als erster rückhaltlos: "I have full trust in Germany. But the English people are worried about senior Nazis holding high offices."

Peter fährt fort: "I believe that Germany will develop according to democratic principles. But I was very much troubled seeing Dr. Adenauer overrule his party and the cabinet last year (Er spielt auf die Ereignisse um die Wahl des Bundespräsidenten an). I am in favour of the reunification. If Sussex were separated from the rest of the country we would try to come together. Only I don't see much hope. Russia will not move back and the East German Government will not agree. There is no point for them in a General Election. And they know it." Seine Meinung ist nur für einen Teil der 70 Studenten seiner Gruppe repräsentativ. "There is still a certain reserve. But time and friendly attitude can heal it."

● Das letzte Interview führt mich mit David H. S. Herbert, dem Vorsitzenden der Conservative Association zusammen: „I think a Nazi-renaissance is very unlikely. The swastika daubing is not to be taken seriously. But people in this country who have seen the two wars, the readers of "Daily Express", you know, they are still suspicious. Younger people are prepared to trust Germany." Er gibt das als repräsentative Meinung seiner Gruppe an. Persönlich fügt er hinzu: „Germany could be a threat to peace. If free elections were held, Germany could become Communist." — „Have you ever been to the Continent?" — No, I have no first-hand knowledge."

Die Reaktion der Studenten, soweit man von Reaktion sprechen kann, drang also nicht an die Öffentlichkeit. Das ist nicht verwunderlich in einem politischen Klima unter der Studentenschaft, das am besten mit „apathy" charakterisiert wird. Von Studenten jedoch, die interessiert sind, wurde das Problem im Bekanntenkreis diskutiert. Dabei sah man trotz der verzerrenden Schlagzeilen die Dinge in ihren rechten Proportionen.

Viele Studenten sind noch im „Propagandagefühl" befangen. Dies wird gestützt durch eine verallgemeinernde historische Sicht, in der Bismarck, Wilhelm II, Hitler und oft auch Adenauer nur als verschieden krasse Ausprägungen eines untertanengeistigen Volkscharakters erscheinen. Es wird gestützt durch das offensichtliche Vorhandensein faschistischer Kräfte in der Politik (seien sie auch noch so klein) und ehemaliger Nazis in der Verwaltung.

Daneben aber, und das ist die neue und ermutigende Erscheinung hier in England, ist die junge Generation, besonders die Studentenschaft, bereit, einen Strich unter die alten Vorurteile zu ziehen. Das trifft vor allem für diejenigen zu, die Deutschland aus eigener Anschauung kennen und „first-hand information" haben. Sie halten uns der demokratischen Regierungsform für fähig. Sie haben Verständnis für unsere Anfangsschwierigkeiten. Wenn sie kritisieren, so geschieht es aus Anteilnahme und Sorge.

Hier in England hatte man seit 1688 Zeit, sich in demokratischer Verhaltensweise und Wachsamkeit zu üben. Die innere Geschichte ist seit damals ein zusammenhängendes Ganzes. Man ist hier gewohnt, große historische Räume zu überblicken. Für ein Land, in dem ein Penny aus dem Jahre 1860 heute nach einem Jahrhundert noch als gültiges Zahlungsmittel zirkuliert, ist das 10jährige Schauspiel demokratischer Gehversuche noch keine ausreichende Aufmunterung zu rückhaltlosem Vertrauen.

Oberländer unersetzlich?

Wenn der Bundeskanzler einen so prominenten ehemaligen Nationalsozialisten wie Oberländer nicht aus dem Kabinett herausfeuert, bleiben seine „Prügelrede" und alle Maßnahmen der Bundesregierung gegen den Antisemitismus und Nationalsozialismus unglaubwürdig. Die Bundesregierung darf nicht durch ein solches Mitglied derart ins Zwielicht geraten. Die Mitglieder des Kabinetts sollten in bezug auf ihre Stellung zum Hitlersystem ein Vorbild für das ganze Volk sein. Stattdessen ist Oberländers Nachkriegskarriere eine Ermutigung für alle notorischen Nazis.

Man fragt sich, welchen Wert die Verurteilung der „kleinen" Hakenkreuz-Schmierfinken hat, wenn einer der akademischen Urheber von ehedem in höchstem Amt verbleibt?

Die Entlassung Oberländers ist auch aus außenpolitischen Gründen dringlich. Das mühsam im letzten Jahrzehnt gewonnene Vertrauen unserer Verbündeten ist ungewöhnlich erschüttert worden. Die Nachsicht des Auslandes gegenüber der kompromittierten Umgebung des Bundeskanzlers ist offener Mißbilligung gewichen. — Auch um unseres Verhältnisses zur kommunistischen Welt willen hat Oberländer so schnell wie möglich seinen Ministersessel zu räumen. Von der durch ihn bedingten Belastung der Beziehungen zwischen Bonn und Moskau soll hier nicht gesprochen werden. Aber ist es klug und richtig, einen Mann in der Regierung zu haben, der Moskau und seinen Trabanten so enorme Angriffsflächen bietet?

Der Rücktritt Oberländers könnte eine befreiende Reinigung der politischen Atmosphäre mit sich bringen — im Innern der Bundesrepublik und in ihren Beziehungen zum Ausland. Durch ihn würde die Glaubwürdigkeit der Bundesregierung vor allen Demokraten in Deutschland und sonst in der Welt erhöht. Oder sollte Oberländer unersetzlich sein? Sollte es unter mehr als 50 Millionen Deutschen keinen fähigen und integren Nachfolger für ihn geben? — e

Zukunft ohne Illusion

Es war der Bundespräsident, der in Berlin vor Studenten ein kritisches Wort über Funktion und Ziel der akademischen Selbstverwaltung sprach. Er erinnerte daran, daß man gerade von der akademischen Jugend erwarte, daß sie, befähigt durch Wissen und ermächtigt durch Bildung und Charakter, heute, wo verdorbene und von Haß getriebene Menschen sich wieder mächtig genug glauben, Minderheiten zu beschimpfen und zu bedrohen, durch tägliches Beispiel die politische und moralische Reife der Nation verkörpere. Manches mahnende und zugleich ermutigende Wort wurde in den vergangenen Wochen auch von anderen dazu berufenen Persönlichkeiten des In- und Auslandes im besonderen an die Jugend gerichtet, den Ungeist der Vergangenheit zu brandmarken und Zeugnis von der Wandlung der politischen Gesinnung in Deutschland abzulegen.

So sehr spontane Bekundungen einer humanitären Gesinnung und der Verantwortlichkeit gegenüber Volk und Staat durch die Jugend beweisen, daß die Unbelehrbaren niemanden denn sich selbst repräsentieren, sowenig darf als sicher gelten, daß die Jugend, die Morgen die Positionen übernehmen muß, die ihr Heute noch verschlossen sind, genügend auf ihre zukünftigen Aufgaben vorbereitet sei.

Vermittlung politischer Bildung und Förderung eines zur verantwortlichen Tätigkeit drängenden Bewußtseins standen nie im Mittelpunkt des deutschen Bildungs- und Wissenschaftswesens. Wissenschaft um der reinen Wahrheit willen und auf praktischen Zweck hin gerichtete Tätigkeit schienen sich gegenseitig auszuschließen und sollen sich heute, in einer durch scheinbare allgemeine Zufriedenheit begünstigten Zeit der Restauration einmal zerbrochener Ideale nach dem Willen mancher sich wieder ausschließen.

Ansätze einer neuen Gemeinschaft akademischer Bürger, entstanden aus der Not der ersten Nachkriegsjahre und damals begrüßt als die konsequente Folge einer in formalen Privilegien erstarrten und durch staatliche Macht und innere Anfälligkeit zerstörten Gelehrtenrepublik, werden heute in der Regel als störend und widersinnig empfunden. Die akademische Jugend ist heute einsamer denn je. Zwischen ihr und ihren Lehrern besteht eine Kluft, willkürlich geschaffen von denen, die ohne Distanz von den Dingen, die einer wissenschaftlichen Qualität entbehren, ihre Aufgabe zu verlieren glauben und vertieft von anderen, die von einem Menschen mehr Verständnis erwarten, als zehn Gutwillige zu geben vermögen.

So entlassen die Hochschulen zumeist enttäuschte Menschen, unerprobt und unerfahren jedoch in der Auffassung bestärkt, daß das Verharren in der Anonymität, der Verzicht auf Bekundung einer speziellen Vorstellung von den Dingen, wie sie sein sollen, der Verzicht auf autonome Selbstbestimmung des Individuums, die in die heutige Zeit passende Form menschlicher Existenz ist. Wir haben wenig Anlaß zu der Hoffnung daß sich unsere Zukunft von den Heute wesentlich unterscheiden wird.

Clemens Hosskirch

Unsere Dienste sind beachtlich!

Beratung in allen Geld- und Vermögensfragen · Annahme von Spareinlagen, Führung von Privat- und Geschäftskonten · Diskontierung von Wechseln Ausführung regelmäßig wiederkehrender Zahlungen auf Grund von Daueraufträgen · Einzug von Schecks, Wechseln und Dokumenten auf alle Plätze und Banken im In- und Ausland · Beratung in allen Wertpapierfragen · Verwaltung von Wertpapieren (Effekten Depots) und Verwahrung von Wertgegenständen · Verkauf von Investment-Anteilen · Abgabe von Reiseschecks, Devisen, fremden Geldsorten · Verkauf von Benzingutscheinen für Frankreich und Italien · Verkauf von Goldmünzen · Fachmännische Unterrichtung über die Abwicklung von Außenhandelsaufträgen · Vermietung von Schließfächern · Nachttresor-Anlage

DRESDNER BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

Relegation beantragt

Erste Urteile gegen rechtsradikale Gruppen in Berlin / Von unserem Berliner Korrespondenten

Der AStA der Freien Universität Berlin hat gegen vier Studenten wegen ihrer Betätigung in rechtsradikalen Organisationen ein Disziplinarverfahren beantragt. Es handelt sich dabei um

den 23jährigen Rudolf Kemmerich, der seit dem Sommer 1959 Bundesvorsitzender des BNS (Bund Nationaler Studenten) war;
den 29jährigen Wolfgang Langenhagen, der Gruppenvorsitzender in Berlin-Reinickendorf war;
ferner um Ulf Wagner, der neben dem NSB auch der NJD (Nationale Jugend Deutschlands) angehörte;
und um Gustav Ladwig, der früher Schriftführer der DRP war.

Alle vier befinden sich zur Zeit in Westberlin wegen ihrer rechtsradikalen Tätigkeit in Untersuchungshaft. Kemmerich stellte sich der Polizei, als er erfuhr, daß gegen ihn ein Haftbefehl vorlag. Bis zum Abschluß des Strafverfahrens ruht nach der Disziplinarordnung das beantragte Disziplinarverfahren. Nach Auskunft des AStA der FU handelt es sich bei diesen vier um die einzigen Mitglieder des BNS und der NJD an der FU. Der AStA der Technischen Universität Berlin hat gegen die ihm bekannten Mitglieder dieser beiden Organisationen bei den zuständigen Stellen der TU ebenfalls ein Disziplinarverfahren beantragt, das eine Relegation zur Folge haben könnte.

Der BNS wurde am 17. Juni 1956 durch die Initiative des Landesverbandes Baden-Württemberg der DRP in Heidelberg gegründet. Die Gründung der Berliner Gruppe fand am 8. Dezember 1958 statt. Als Dachverband fungierte der „Kameradschaftsring Nationaler Jugendverbände". Publikationsorgane waren der „BNS-Rundbrief" und „Student im Volk", dessen Redaktion bei Peter Dehoust, Schwetzingen, lag. Die BNS-Mitglieder hatten eine „Kluft", zu der ein blaugraues Fahrtenhemd gehörte, das auf der linken Brusttasche die „Odalsrune" zeigte. Die NJD ging aus dem im August 1958 in Berlin-Charlottenburg angemeldeten „Jungnationalen Bund" hervor. Die Umwandlung erfolgte im Februar 1959. Der Gruß war: „Deutschland Heil!"

Neben den üblichen Hetzparolen und den Hakenkreuzschmierereien war für das Vorgehen der beiden AStA eine von Angehörigen des BNS am 2. 1. in einem Berliner Vorort veranstaltete „Sonnenwendfeier" entscheidend, bei der von der Polizei eine Schwarz-Weiß-Rote Fahne, auf die ein Hakenkreuz aufgeklebt war, sichergestellt wurde. An dieser „Sonnenwendfeier" nahmen unter anderen auch Wagner und Ladwig teil.

Lipschitz: Mit ihnen fertig werden!

Die Antwort der Studentenvertretung auf diese rechtsradikalen Provokationen war dann das Disziplinarverfahren, das kurz nach Bekanntwerden der „Sonnenwendfeier" beantragt wurde. Auf Einladung einer Hochschulgemeinschaft fand am 8. Januar ein Fackelzug und eine Protestveranstaltung vor dem Denkmal der Opfer des Nationalsozialismus auf dem Steinplatz vor dem Universitätsgebäude der TU statt. Obwohl für diese Protestveranstaltung nicht besonders geworben worden war, fanden sich mehrere tausend Studenten und zahlreiche Professoren ein, denen sich einige Mitglieder des Berliner Senats sowie Gewerkschaftler und über zehntausend Bürger Berlins anschlossen.

Die Ansprache hielt der Berliner Innensenator Lipschitz. Er forderte die Neonazisten auf, aus ihren Rattenlöchern heraus zu kommen, denn die Jugend Berlins sei bereit, sich mit ihnen auseinander zu setzen, sei es mit Worten oder mit den Fäusten, die ohnehin die einzige Sprache seien, die sie verstehen. An die ungebetenen Gäste aus Ostberlin gewandt rief Lipschitz aus: „Wir sind mit den Kommunisten fertig geworden ohne die Nazis, wir werden auch mit den Nazis fertig werden, ohne die Hilfe der Kommunisten zu benötigen!" Ein Vertreter des Berliner Landesjugendringes forderte die Jugend auf, diese Außenreiter zu ächten. Die Berliner Jugend solle sich weigern mit ihnen auf einer Schulbank zu sitzen, mit ihnen am Arbeitsplatz oder im Hörsaal zusammen zu sein.

Hohe Strafen nach Besatzungsrecht

Zur gleichen Zeit wurde in Berlin das erste Gerichtsurteil gefällt. Es lautete auf 10 Monate Gefängnis. Der Berliner Senat bat die westlichen Schutzmächte um die Genehmigung, die braunen Hakenkreuzschmierer nach dem in Berlin noch geltenden Besatzungsrecht aburteilen zu dürfen, um so auf ein höheres Strafmaß zu kommen, als es nach dem deutschen Strafgesetz möglich ist. Auf dieser Gundlage lautete das erste Urteil: 17 Monate Gefängnis. Zur gleichen Zeit wurde in Westdeutschland das erste Urteil bekannt: 4 Monate Gefängnis. Aus Österreich wurde ein entsprechendes Urteil gemeldet: 3 Wochen Gefängnis!

Am 12. Januar erklärte der Berliner Senat den BNS und die NJD für verfassungswidrig und hat beide Gruppen sowie eventuelle Nachfolge-Organisationen verboten. Dieses Verbot gilt nur für Westberlin. Der BNS und die NJD wurden aufgelöst. Das Verbot erging nach Artikel 9, II Grundgesetz sowie § 1, I des Gesetzes über Vereins- und Versammlungsfreiheit. Die Polizei gab bekannt, daß einer der Verhafteten gestanden habe, im Auftrage des SSD (Staatssicherheitsdienst der Sowjetzone) gehandelt zu haben.

Am 18. Januar versammelten sich zu einer Protestkundgebung auf dem Steinplatz erneut 3000 Studenten. Neben dem Innensenator Lipschitz sprachen der Rektor der FU, Prof. Neumann, sowie der Vorsitzende des Berliner VDS, Krummbein (TU). Bei dieser Kundgebung kam es zu einem Zwischenfall als eine Gruppe von Studenten Transparente zeigte, auf denen die Namen Oberländer, Schröder und Globke standen. Es kam zu Auseinandersetzungen zwischen dieser Gruppe und anderen Teilnehmern der Kundgebung, die die Gruppe zwangen, die Transparente einzuziehen. Die Polizei nahm 10 Personen fest, ließ sie jedoch wieder frei als sich herausstellte, daß es sich ausschließlich um Westberliner und westdeutsche Studenten handelte. Unter den Festgenommenen befanden sich auch zwei Mitglieder der Deutsch-Israelitischen-Studentengruppe.

Die Jugend Berlins — und hier besonders die Studenten — haben auf rechtsradikalen Provokationen schnell und scharf reagiert. Man erwartet, daß in den anderen Bundesländern ebenso schnell gehandelt wird. Die Letzten von Gestern werden dann nicht die Ersten von Morgen sein!

Hermann Müller

Die Geburt des neuen Vokals

Eine frei erfundene Geschichte

Hochverehrter Herr Professor! Meine Damen! Meine Herrn!

Sie alle wissen, aus welch hehrem Anlaß wir uns hier zu dieser Feierstunde zusammengefunden haben. Mir persönlich ist es eine Ehre, als Kollege von Herrn Professor Adolf Erich die Festrede halten zu dürfen, was mich nicht hindern soll, dasselbe kurz zu tun.

(Ovationen, Trampeln.)

Gedenken wir des Zustands, in welchem die deutsche Sprache befangen war! Ihr Reichtum war erschöpft, Neubildungen erwiesen sich als nicht mehr möglich, der drohende Verfall schien nahe.

(Vereinzeltes Schluchzen unter den Zuhörern.)

Der Gelehrten hatte sich eine Selbstentleibungspsychose bemächtigt, Schriftstellern und Dichtern ging es ähnlich. Es war eine traurige Zeit!

(Er schneuzt sich. Eine Dame wird besinnungslos vor die Tür getragen.)

Da nun, meine Damen und Herrn, griff unser aller Freund Professor Adolf Erich ein!

(Stürmischer Beifall.)

Er vollbrachte die linguistische Großtat des Jahrhunderts!!

(In den Applaus mischen sich bereits hysterische Schreie.)

Um es kurz zu sagen: Adolf Erich erfand einen neuen Vokal!!!

(Das Auditorium gerät außer sich. Die vorsorglich eingesetzte Soldateska bemächtigt sich elfer Frauen, vierer Männer, dreier Kinder, eines Hundes und eines auf den ersten Blick nicht identifizierbaren Vogels.)

Meine Damen und Herrn, erheben Sie sich von Ihren Plätzen, um der Einweihung des Vokals mit Würde zu begegnen!

(Die Flügeltüren öffnen sich. Von livrierten Dienern wird der neue Vokal auf einem silbernen Tablett hereingetragen. Die Versammlung bricht in frenetische Hochrufe aus.)

Nunmehr schreite ich zur feierlichen Weihe. Ich taufe den neuen Vokal: „Professor Adolf Erich-Vokal"!!!

(Die Szene wird zum Tribunal, Frauen kreischen, Kinder wimmern, die ergrauten Gelehrten zerstören sachkundig das Mobilar des Saales. Die Erde erzittert, das Haus stürzt ein und begräbt den neuen Vokal unter seinen Trümmern.)

Dazu schreiben die „Basler Nachrichten" vom 30. Februar 1966:

„Immerhin wird der entsetzliche Verlust des neuen Vokals zur Not durch den gleichzeitigen Hintritt von etwa dreihundert Philologen ausgeglichen." Jorg von Uthmann

Man lachte . . .

In einem Marburger Kino läuft der Film „Die Brücke", erschütternde Geschichte einiger Jungen, die in den letzten Kriegswochen in das Räderwerk des totalen Krieges geraten. Während einer Vorstellung verhält sich das Publikum besonders unverständlich. Man lacht — vielleicht in Erinnerung an amerikanische Kasernenhofklamaukfilme, vielleicht auch, um sich von dem Geschehen nicht innerlich berühren zu lassen — an Stellen, die keineswegs komisch sind, und scheint sich so recht zu amüsieren. Schließlich steht im Hintergrund ein älterer Herr auf und bittet, entsprechend dem Ernst des Films das Lachen zu unterlassen. Seine Bitte wird mit Gelächter, Zischen und „Ruhe"-Gebrüll quittiert. Noch einmal erhebt sich der Herr, erklärt, er sei Offizier gewesen, habe die Kriegsereignisse nicht vergessen und könne deshalb nicht ertragen, wenn man sich darüber lustig mache. Verhalte sich das Publikum nicht ruhig, dann müsse er das Kino verlassen. Erneutes Zischen und „Raus"-Rufe antworten ihm, und aus der Anonymität des schützenden Dunkels tönt in schrillem Mißklang: „Dann male aber draußen erst noch ein Hakenkreuz an!" Das Publikum bestand zum größten Teil aus Studenten. „Marburger Blätter"

Glück aus dem Bienenkorb

Unseren verehrten Kunden geben wir bekannt, daß bei der **PS-Jahresauslosung** am 10. Februar 1960 folgende Höchstgewinne gezogen wurden:

DM 5000.—
auf die Nummern: **61 058, 146 871, 153 099, 159 925, 160 243, 169 691.**

DM 1000.—
auf die Nummer: **63 327.**

Bei der **Monatsauslosung** am 10. Februar 1960 wurden folgende Höchstgewinne gezogen:

DM 1000.—
auf die Nummern: **404 671, 407 396, 412 835, 419 415, 422 972, 981 712.**

Die weiteren Gewinne sind aus den an unseren Schaltern ausgelegten Ziehungslisten ersichtlich.

FRANKFURTER SPARKASSE VON 1822
(Polytechnische Gesellschaft)

Die gute Honigernte bei dem Institut für Bienenkunde (Polytechnische Gesellschaft) hat uns veranlaßt,

1000 Pfund Bienenhonig

zur Verfügung zu stellen.

Auf folgende Jahreslose mit den Endnummern 42, 64, 76 entfällt je ein Glas Bienenhonig.

Die Ausgabe des Honigs erfolgt nur bei unserer Zweigstelle

Sparkassen-Passage
Große Bockenheimer Straße 41 / Goethestraße 30

in der Zeit vom 11. Februar bis 31. März 1960 gegen Rückgabe der genannten Jahreslose. Ein Versand kann leider nicht erfolgen.

Der Gegenwert der nicht fristgerecht eingelösten Honiggewinne wird der Frankfurter Blindenanstalt überreicht.

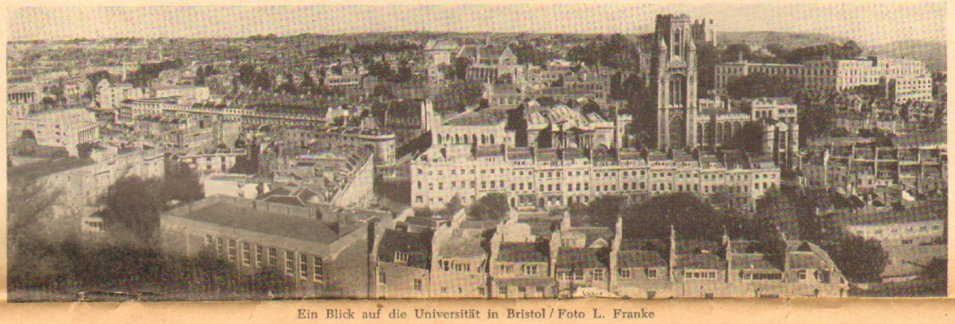
Wir stellen vor:

Bristol University

Eindrücke von einer englischen Hochschule

Mit diesem Beitrag stellt der DISKUS die erste der drei Frankfurter Patenuniversitäten Bristol, Lyon und Chicago vor. Zwischen diesen Universitäten und Frankfurt findet ein regelmäßiger Austausch von Professoren, Dozenten und Studenten statt.

„Ship-shape and Bristol fashion" — das steht in England sprichwörtlich für flott und sauber. Die Redensart stammt aus einer Zeit, zu der Bristol erster Seehafen Englands war und sich mit seinem Namen das Bild schmucker Segelschiffe verband, die hier anlegten oder gebaut wurden. Bristols große Zeit als Hafen ist vorüber, doch Handel und Industrie sind immer noch Lebenselemente dieser Stadt. Die Docks bauen heute Schlepper, am Nordrand hat sich die British Aircraft Company angesiedelt, die 10 000 Angestellten Arbeit gibt und weltberühmt ist als Herstellerin der „Britannia"-Verkehrsmaschine; und die Siddeley-Motorenfabrik, eine Porzellanmanufaktur, George's Brauerei und nicht zuletzt die Zigarettenmarken „Bristol" und „Wild Woodbine" vergegenwärtigen Bristols industrielle Leistung täglich im ganzen United Kingdom. Mit ½ Mill. Einwohner ist Bristol ebenso groß wie Frankfurt, doch abgesehen von der Hauptstraße, die vom Stadtzentrum steil zur Universität hinaufführt, hat man in allen Stadtteilen eher den Eindruck in einer deuschen Kreisstadt als in einer Großstadt zu sein. Die Häuser sind klein, die Straßen nur selten weitzügig angelegt, da die ganze Stadt sehr hügelig ist. Nur das neue Einkaufszentrum, nach dem Kriege im Glas- und Betonstil erbaut, erinnert an Frankfurt.



Ein Blick auf die Universität in Bristol / Foto L. Franke

Ein Theater, eine Music-Hall für Operetten und Theatergastspiele, eine Konzerthalle, die allerdings auf Gastorchester angewiesen ist und eine Volkshochschule: das sind die hiesigen Kulturzentren. Weiterhin bemerkenswert: zwei gotische Kathedralen, das Museum, der Zoo und die Hängebrücke, die in 70 m Höhe am Ausgang der Stadt den River Avon überspannt.

Strenger numerus clausus

Erbaut, wie man sagt, auf der „Wild Woodbine", die Zigarettenbafrik Wills sorgte für die finanzielle Seite der Gründung, eröffnet 1925 von King George V. und im Jahre 1958 durch das „Queen's Building" für Ingenieure und Naturwissenschaftler erweitert, umfaßt die Universität 5 Fakultäten (Philosophie, Naturwissenschaft, Medizin, Ingenieurwesen, Jura) mit 3000 Studenten. Diese niedrige Zahl wird durch einen rigorosen „numerus clausus" erreicht. So wurden vor einem Jahr an der Ingenieurfakultät nur jeder 16., an der Philosophien nur jeder 5. Bewerber zum Studium zugelassen. Die Abgewiesenen haben jedoch die Chance, an einer anderen Universität unterzukommen.

Was aber erwartet die rund 1000 „fresher" (wie die 17- bis 19jährigen Studienanfänger hier genannt werden), die jedes Jahr im Oktober an der Bristol University aufgenommen werden? Vor ihnen liegt ein Studiengang, der vom ersten Tag an festgelegt ist, durch drei Prüfungen jährlich kontrolliert wird, keinen Universitätswechsel gestattet und mit einem Titel abgeschlossen wird, den man als einen „Doktor im Taschenformat" bezeichnen könnte, und der am ehesten noch mit unserem Diplom verglichen werden kann. Absolventen der phil. Fak. sind mit ihrem Titel auf keinen Beruf festgelegt und können sich außer beim Unterrichtsministerium in Handel, Industrie oder höhere Verwaltung bewerben. Ihre eigentliche Berufsausbildung beginnt erst dann. Das Studium umfaßt (außer bei den Medizinern) 3 Studienjahre, von denen jedes in 3 „terms" zu je 10 Wochen und jährlich 16 Wochen Ferien gegliedert ist.

Ideale Studienbedingungen

Die Studienbedingungen erscheinen aus deutscher Sicht ideal: Vorlesungsauditorien von 40 bis 50 Studenten; ein obligatorisches Tutorial wöchentlich, in dem 6 bis 8 Studenten mit einem Mitglied des Lehrkörpers praktische Fragen und eigene Arbeiten besprechen; angenehme und ausreichend große Bibliotheksräume; ein Stipendium, das jedem Studenten eine monatliche Summe von ca. 280,— DM garantiert. — Doch zu Beginn des Semesters denkt man noch nicht an „hard facts". Man trägt noch nicht den langen Schal mit den Fakultätsfarben geschickt um den Kopf oder lässig um den Hals geschlagen, die Herren noch nicht den „Blazer" (das dunkle Sakko mit dem Uni-Wappen auf der linken Brustseite), man ist noch nicht von der Voll-, Schnurr- oder Spitzbartmode ergriffen —, man ist vorläufig nur freudige Erwartung. Zu Recht. Die „alma mater" empfängt ihre Jüngsten mit angenehmen Überraschungen.

Pre-Sessional Conference

Einführungswoche könnte man übersetzen. An den Vormittagen werden Vorträge über Universität und Stadt gehalten, illustriert mit Lichtbildern und Filmen; an den Nachmittagen Bristoler Firmen besichtigt; jeden zweiten Abend spielt die Studentenbühne. An den übrigen Abenden kann man auf den verschiedenen Uni-Bällen die ersten Bekanntschaften machen. Und dann kommt der „Freshers Squash". „To squash" heißt, eine Frucht pressen, um den Saft herauszubringen. Beim „Freshers' Squash" versucht man die „fresher" zu bewegen, sich dem tollsten, interessantesten, geselligsten der 85 — fünfundachtzig — studentischen Clubs anzuschließen, die von Höhlenforschung bis Tanz, Poesie bis Rugby und Radikalismus bis Astronomie jedem möglichen Tatendrang ein abgestecktes Betätigungsfeld und Gleichgesinnte bietet. Um möglichst viel des unverbrauchten Fresher-Enthusiasmus für den eigenen Club nutzbar zu machen, wird keine Mühe gescheut. Die „Vic-Rooms" (das Studentenhaus) verwandelt sich in eine Art Bazar, der an Krach und Dekorationsphantasie keinem orientalischen Gaunerviertel nachsteht. Jeder Club hat seinen Stand, geziert mit Trophäen seiner Leistungsfähigkeit, als da sind Pokale, abgebrochene Paddel (o ja, man versteht sich auf Selbstironie!), und Photos der hübschesten Mädchen, deren man habhaft werden konnte.

Nach dieser Woche hat man sich in Stadt und Uni eingelebt, die ersten Bekanntschaften gemacht und Anregungen für Freizeitbeschäftigung bekommen. Die Immatrikulationsfeier ist vorüber. Wir Deutsche sind vom „Tutor for Foreign Students" in die Gegebenheiten des Englischen Seminars eingeführt worden — und der Alltag beginnt.

Als deutscher Student in Bristol

Man kann, wie bei uns, im Studentenheim, oder mit mehreren zusammen in einem möblierten Appartement wohnen.

Rag-Week, Karneval in Bristol / Foto Nonesuch News

Meist jedoch lebt man in „digs": Eine Wirtin vermietet für mehrere Studenten Räume und kocht morgens und abends für sie. Das kostet wöchentlich etwa 45,— DM. So beginnt der Tag damit, daß der Duft gebratenen Schinkens durch die Ritzen der Schlafzimmertür dringt und das Frühstück ankündigt — zweifellos ein wirksamer Stimulus.

Regelmäßig um 9 Uhr beginnt die Arbeit. Bristol hat 30 Plätze für deutsche Studenten (eingeschlossen die drei Austauschplätze für Frankfurt) um die sich jeder bewerben kann. Daher ist für diese deutschen Studenten ein zweistündiger Übersetzungskurs eingerichtet und für alle Ausländer zusammen gibt es eine Lektüreübung. Die Gebühr pro „term" betragen etwa 50,— DM. Bei Austauschstudenten fallen sie fort. Von 13 bis 14 Uhr ist generell vorlesungsfrei. Man trifft sich zu Diskussion, Klatsch und Plänemachen in der Mensa, dem Punkt, in dem sich Frankfurt und Bristol am meisten ähneln. Nachmittags: Vorlesungen und Bibliothek. Gegen 18 Uhr kehrt man dann zum Dinner in die „digs" zurück.

Freunde schnell gewonnen

Doch das bisher Geschilderte ist nur die eine Seite des Universitätslebens. Die andere heißt: Geselligkeit, Sport, private Interessen. Man findet leicht und schnell Kontakt. In den kleinen Hörsälen bei Vorlesungen und Seminaren und in dem Viertel der Bibliothek, in dem man sich vorwiegend aufhält, sieht man Bekannte der Einführungswoche wieder und lernt sie näher kennen. Man gibt sich aufgeschlossen und ungezwungen, scheut sich nicht mehr, Leute, die man vorerst nur vom Sehen kennt, zu einer Kaffeepause — im Berkeley, gleich gegenüber der Uni — einzuladen, und findet auch nichts dabei, wenn man auf gleiche Weise zu einer Party gebeten wird. Man redet sich grundsätzlich mit Vornamen an, und die Engländer, die im Austausch in Frankfurt waren, haben sich immer besondere Mühe gegeben, uns das Einleben hier zu erleichtern.

Sollte nach alledem der „Kontakt" noch nicht umfangreich genug sein, kann er oder sie tanzen gehen. Die International Society veranstaltet jeden Sonntagnachmittag eine Diskussion mit anschließendem Tanztee. Und außerdem ist fast jeden Samstag ein Ball in den „Vic-Rooms". Allerdings gibt es keine Tische, an die der höfliche Kavalier die Dame zurückbringen könnte. Man steht oder sitzt nämlich entlang den Wänden. Was nun tun, wenn der Tanz vorbei ist? Entweder: Man sagt „Thank you" und läßt die Damen stehen. Oder: Sie würden sich der Gesellschaft Ihrer Partnerin gerne noch ein bißchen erfreuen, sie aber sagt: „Ich möchte nach meiner Freundin sehen", und geht. Folgen Sie ihr nicht. Sie hält sicher von Ihnen oder Ihrer kontinentalen Tanzweise nicht viel.

. . . in corpore sano

Die Immatrikulationsrede des Vize-Kanzlers der Universität (einen Rektor in unserem Sinne gibt es nicht), Sir Philip Morris, unterschied sich im wesentlichen kaum von dem, was bei gleicher Gelegenheit bei uns gesagt wird. Eins nur ist bemerkenswert: Er ermahnte die Studenten, über der geistigen nicht die körperliche Entwicklung zu vergessen, und sie durch sportliche Betätigung zu fördern. Und der Sport ist tatsächlich echter Bestandteil der Universitätsausbildung. Federball oder Fußball, irgendeinen Sport treibt fast jeder. Auch hier sind die Bedingungen hervorragend: In Coombe Dingle besitzt die Universität Bristol ein Sportgelände mit 10 Spielfeldern, 3 Turnhallen stehen zur Verfügung und dazu gibt es ein halbes Dutzend Hallenschwimmbäder. Mittwochnachmittag und der Samstag sind für Sportveranstaltungen freigehalten. Wie sagte unser Hauswirt etwas übertrieben? „Du kannst ein guter Wissenschaftler sein, aber die Farben Deiner Universität getragen zu haben, gibt Dir das Quentchen Prestige, das Dir später Tür und Tor öffnet."

Ludwig Franke

Grußbotschaft

On behalf of the students of the University of Bristol I would like to send greetings to the students of Frankfurt. I believe that friendly relations and informal contacts between students of different nations are a very important factor in the building of a more united Europe in the future. I hope that we will meet many of your students here in England.

Roy Bayley
(President of the student body, University of Bristol.)

Kein vivat academia

Mit großem Gepränge fand im Januar wieder der diesjährige Festkommers der „Vereinigung der Akademikerverbände zu Frankfurt/Main" (ihr gehören 17 Verbände an, vom CV bis zur Deutschen Burschenschaft an) in der Kongreßhalle des Messegeländes statt.

Nach Absingen der ersten beiden Verse des GAUDEAMUS IGITUR wurde die Absage des Rektors der Universität Gießen verlesen. Nur er entschuldigte sich mit anderweitigen Verpflichtungen und wünschte im übrigen dem Abend „einen guten Verlauf", was von der Versammlung mit dankbarem Applaus aufgenommen wurde. Die Rektoren der übrigen hessischen Universitäten in Frankfurt und Marburg, sowie der Technischen Hochschule in Darmstadt schienen von der Veranstaltung überhaupt keine Notiz genommen zu haben, obwohl sie als Ehrengäste dazu eingeladen worden waren.

Danach sang man die Verse vier und fünf des genannten Liedes; auf Vers drei — vivat academia, vivant professores . . . — wurde demonstrativ verzichtet.

W o eigentlich, Akademiker ohne Akademie, seid Ihr denn heute noch zuhause?

Wolf K. Lebeau

Die Präzision des Massenmordes

In bestürzender Weise hat das Dritte Reich in den zwölf kurzen Jahren seiner Herrschaft alle Moralbegriffe verkehrt, alle Maßstäbe zerbrochen, alle Ideale pervertiert. Zahlreiche autoritätsgläubige, pflichtbewußte oder auch nur verantwortungsmüde Deutsche haben sich dem Appell seiner Führer nicht versagt und sind ihnen gefolgt, diszipliniert und auch dann noch im subjektiv durchaus ehrlichen Gefühl, einer und im Rechte befindlichen Sache zu dienen, als deren verbrecherische Natur längst offenkundig geworden war. Die totale Befehls- und Kommandostruktur dieses Staates ermöglichte es ihnen in vielen Fällen, sich dem anrüchigen und schließlich auch dem unmenschlichen Auftrag zur Verfügung zu halten, ohne doch je das Bewußtsein persönlich verwirkter Schuld zu empfinden.

Dieser Sachverhalt wird in besonderer Weise an einem im Dritten Reich in der Öffentlichkeit fast unbekannten Manne, an KZ-Kommandant Höß klar. Er war eine Figur aus dem Durchschnitt. Indessen machen ihn nicht nur Charakter, Bildung und Intelligenz, sondern auch Herkommen und Lebensweg zu einer repräsentativen Erscheinung seiner Generation, die einzelnen Stadien seines Lebens sind kennzeichnend für die Entwicklung vieler, die sich schließlich mit dem Nationalsozialismus verbanden. Und repräsentativ, wenn auch in dieser zugespitzten Form nur selten sichtbar geworden, ist auch der innere Wert dieses Mannes, der nichts anderes war als eine beständige Suche nach Abhängigkeiten.

Der KZ-Kommandant Höß war der Typ des Funktionärs im Wortsinne, das heißt ein Wesen, das sich nur noch auskennt in einer Welt der Befehlsverhältnisse, das stumpf und mit pflichtversessenem Gehorsam sich als Werkzeug für die Machenschaften anderer hergibt. Höß würde mit der gleichen zuverlässigen Gewissenhaftigkeit Aktenvorgänge erledigen oder Blumenrabatten anlegen, mit der er schließlich Menschen zu Hunderttausenden gemordet hat, denn er lebt in einer toten Zone der Moral. Höß war der Kommandant des Konzentrationslagers Auschwitz.

Immer im Gefühl, zum Dienst gerufen zu sein, hat er denn auch noch als Häftling sich bemüht, den polnischen Untersuchungsbehörden mit seinen Beobachtungen und Erfahrungen „in einer fast befremdlichen Weise behilflich zu sein" (Martin Broszat, Einleitung zu „Kommandant in Auschwitz, Autobiograpische Aufzeichnungen von Rudolf Höß", S. 9). Mit der gleichen Bereitwilligkeit, mit der er zum Henker Himmlers wurde, hat er seinen Richtern die Unterlagen zur Verurteilung beschafft. Diesem Umstand verdanken wir seine autobiographischen Aufzeichnungen, die in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen sind.

Im Falle Höß wird in aller Eindringlichkeit klar — so betont der Herausgeber Martin Broszat in seiner Einleitung — daß Massenmord nicht mit persönlicher Grausamkeit, mit teuflischem Sadismus, brutaler Rohheit und sogenannter „Viertiertheit" gepaart zu sein braucht . . . Höß' Aufzeichnungen widerlegen diese allzu einfachen Vorstellungen radikal und offenbaren stattdessen als Porträt des Mannes, bei dem die Regie täglicher Judenvernichtung lag, einen Menschen, der alles in allem recht durchschnittlich geartet, keineswegs bösartig, sondern im Gegenteil ordnungsliebend, politischen Verbrechens gestellt werden können. Weil Höß' Aufzeichnungen die eines durchaus kleinbürgerlich-normalen Menschen sind, machen sie so betroffen; denn sie erlauben es nicht länger, eine kategorische Unterscheidung zu treffen zwischen denen, die nur aus Idealismus und Pflichtgefühl bei der Sache waren, und denen, die — vermeintlich — von Natur aus grausam, das gute Wollen der anderen durch ihr teuflisches Handwerk verdarben (S. 14 f.).

Wäre Höß der Gewaltverbrecher gewesen, der nach allem in [illegible] vermutet werden dürfte, so hätte sich immerhin ein plausibler psychologischer Zugang zu seinem Tun erschlossen. Beunruhigend ist aber gerade, daß er dies nicht gewesen ist. Die Hölle hat noch immer einen Zusammenhang mit dem Himmel, er jedoch steht außerhalb aller geläufigen moralischen Kategorien, ein leidenschaftsloser, im Grunde unparteiischer Mörder, den das Morden jenseits der aufgegebenen sachlichen Zwecke gar nichts mehr angeht. In ihm verkörpert sich das Böse im Zustand buchhalterischer Ruhe, pedantisch, nüchtern, exakt.

Der Mann, der sich so viel auf seine bürgerliche „Anständigkeit" zugutehält, der seine Abneigung gegen die alkoholischen Exzesse der Bewacher bekundet, der versichert, daß er die Juden persönlich nie gehaßt und die antisemitische Zeitschrift „Der Stürmer" abgelehnt habe, da sie auf „niedrigste Instinkte berechnet" (S. 109) gewesen sei — dieser Mann konnte gerade aufgrund solcher Eigenschaften zum „Idealtyp" des himmlerschen Lagerkommandanten werden (vgl. Broszat, a. a. O., S. 15), da jeder persönliche Antrieb, vom Sadismus bis zum Mitleid, den reibungslosen Ablauf im Räderwerk der Vernichtung gestört hätte.

Der spätere Kommandant von Auschwitz wurde im Jahre 1900 in Baden-Baden geboren, entstammte einer ungewöhnlich frommen Familie und war von seinem Vater dazu ausersehen, dereinst Priester zu werden. „Von meinen Eltern war ich so erzogen", schreibt er gleich auf den ersten Seiten seiner Autobiographie, „daß ich allen Erwachsenen . . . mit Achtung und Ehrerbietung zu begegnen hätte, ganz gleich, aus welchen Kreisen sie kämen . . . Ganz besonders wurde ich immer darauf hingewiesen, daß ich Wünsche und Anordnungen . . . unverzüglich durchzuführen bzw. zu befolgen hätte und mich durch nichts davon abhalten lassen dürfe. Was diese sagten, sei immer richtig" (S. 25).

Damit ist das Grundthema angeschlagen. Es begleitet, in seinen Auswirkungen immer folgenschwerer, den gesamten Lebensweg dieses Mannes. Es gibt kein Stadium seiner Entwicklung, da es nicht zwingend und Fügsamkeit fordernd hervorträte.

Im Jahre 1914 starb der Vater und der häuslichen Autorität unvermittelt ledig geworden, erwachte in Rudolf Höß der Wunsch, Soldat zu werden. Nach kurzer Ausbildung kam er an die türkische Front.

Wie jeder andere erlebt er die Ängste und die innere Not des ersten Einsatzes, sieht bei einem Vormarsch „zögernd und scheu" seinen „ersten Toten" und erklärt zur Belobigung durch seinen Rittmeister: „Wenn er gewußt hätte, wie es in mir ausgesehen hatte!" (S. 30). Mehrfach verwundet, aber auch mehrfach ausgezeichnet, wurde er mit 17 Jahren der jüngste Unteroffizier des Heeres.

Dem Priesterberuf hatte er sich inzwischen entfremdet, die Mutter war 1917 verstorben, und da er von seiten seiner Verwandten wenig Verständnis fand, meldete er sich beim Ostpreußischen Freiwilligen Korps zum Grenzschutz, gehörte dann dem berüchtigten Freikorps Roßbach an und erlebte die Kämpfe im Baltikum, in Mecklenburg, im Ruhrgebiet und in Oberschlesien. Im Jahre 1923 tauchte sein Name im sogenannten Parchimer Fememordprozeß auf. Einige ehemalige Angehörige des inzwischen verbotenen Freikorps Roßbach hatten einen Volksschullehrer, der ihnen als Verräter galt, nachts in den Wald entführt und dort auf brutale Weise ermordet. Als einer der Hauptbeteiligten wurde Rudolf Höß vom Staatsgerichtshof zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt.

Auf Grund des Amnestiegesetzes von 1928 wurde er nach sechs Jahren Haft doch noch überraschend entlassen und trat unverzüglich der reformerischen Landsiedlungsbewegung der „Artamanen" bei. Die Aufforderung ehemaliger Kameraden, als altes Parteimitglied eine Funktion in der NSDAP zu übernehmen, lehnte er ab. Er wollte siedeln. Mehrere Jahre im Landdienst tätig, heiratete er und schon sollte ihm das ersehnte Land zugewiesen werden, da ging erneut der Ruf einer Autorität an ihn und Höß war nicht der Mann, sich diesem Ruf zu versagen. Himmler, ebenfalls Mitglied des Bundes der Artamanen, forderte ihn 1934 auf, in die SS einzutreten. Nach langem Zögern kam Höß endlich zu dem Entschluß, die Ungewißheit der zivilen Zukunft mit dem vertrauten Dienst in der festgefügten, schützenden Gemeinschaft zu vertauschen. (S. 53)

Kommandant des Konzentrationslager Dachau, dem Höß zugewiesen wurde, war der SS-Standartenführer Eicke, ein harter, rücksichtsloser, brutaler Mann, dessen Briefbogen den Vordruck trugen: „Es gibt nur eines, was Gültigkeit hat: Der Befehl!" (S. 72) Für Höß war das ein goldenes Wort, so ähnlich hatte es der Vater, so ähnlich der Rittmeister, so ähnlich der Freikorpsführer und so ähnlich auch der Werkmeister im Zuchthaus gesagt — etwas anderes hatte er nie kennengelernt. Freilich lehnte er — seinen eigenen Worten zufolge — die mitleidlose Gewalttätigkeit Eickes ab. Beim Vollzug der zahlreich verhängten Prügelstrafen drückte er sich stets in den hinteren Reihen herum und bekennt mit naiver Offenherzigkeit, er sei auch später, als Lagerkommandant, bei den von ihm selbst verfügten Prügelstrafen nur „selten zugegen" (S. 55) gewesen. Zunächst allerdings empfand er wiederholt Zweifel an seiner Eignung zum verlangten Schinderdienst. „Damals" — so bekennt er in seiner Autobiographie — „hätte ich . . . erklären müssen, daß ich für den Dienst an einem Konzentrationslager nicht geeignet wäre, weil ich zuviel Mitleid mit den Häftlingen hätte. Ich brachte den Mut dazu nicht auf: weil ich mich nicht bloßstellen wollte, weil ich meine Weichheit nicht eingestehen wollte . . . (S. 67)

Höß blieb dabei. Seine Bedenken traten vollends zurück, als er 1938 nach Sachsenhausen abkommandiert wurde, wo er „nicht mehr so unmittelbar mit den Häftlingen in Berührung kam" (S. 68). Diese schizophrene Bewußtseinshaltung, die am Schreibtisch zwar jede Maßnahme mit seelen- und phantasieloser Roheit verfügen, ihren Vollzug dagegen aus lauter Zartgefühl nicht mitansehen kann, hat Höß zu schlechthin unfaßlicher Konsequenz entwickelt, als er zwei Jahre später, vielfach bewährt, den Auftrag erhielt, das Lager Auschwitz aufzubauen. Fast auf jeder Seite spricht er davon, wie er von seiner Aufgabe „voll erfüllt", wie es sein „ganzes Sinnen und Trachten" gewesen sei, die geforderte Effektivität des Lagerkomplexes herzustellen.

Ungemein aufschlußreich ist jener Abschnitt seines Berichtes, wo er seine Erleichterung darüber bekundet, daß die Verwendung von Gas eine ebenso rationelle wie unblutige, hygienische Tötung gestatte. „Mir graute immer vor den Erschießungen, wenn ich an die Massen, an die Frauen und Kinder dachte. Ich hatte schon genug von den Geiselexekutionen, von den Gruppenerschießungen . . . Nun war ich doch beruhigt, daß uns alle diese Blutbäder erspart bleiben sollten, daß auch die Opfer bis zum letzten Moment geschont werden konnten. Gerade dieses machte mir am meisten Sorge . . ." (S. 123)

Nach dreieinhalb Jahren wurde Rudolf Höß versetzt. Er verließ Auschwitz, wobei ihm „im ersten Moment die Loßreißung schmerzlich" (S. 130) war, und wurde Amtschef bei der Inspektion der Konzentrationslager, eine Funktion, die er bis zum Ende des Krieges innehatte. Ein letztes, in allem Wahnwitz für Lebensweg und Charakter dieses Mannes doch unendlich bezeichnendes Bild taucht auf am Ende seiner Darstellung. Er beschreibt die im Chaos des totalen Zusammenbruchs sich vollziehende Absatzbewegung seiner Amtsstelle. „Wir mußten flüchten", so heißt es da. „Zuerst nach dem Norden, nach zwei Tagen weiter nach Schleswig-Holstein. Immer befehlsgemäß dem RFSS nach. Was wir überhaupt noch bei ihm sollten, . . . war uns allen unerklärlich." (S. 143). So steht auch am zweiten Ausgang dieses unselbständigen, immer nur aus zweiter Hand gelebten Lebens die sinnlose Fügung in einen sinnlosen Befehl, ein Akt dumpfen Gehorsams.

Das zur Aburteilung von Kriegsverbrechern errichtete polnische Oberste Volksgericht verhängte am 2. April 1947 über Rudolf Höß die Todesstrafe. Sie wurde 14 Tage später in Auschwitz durch den Strang vollstreckt. jcf.

Die Autobiographischen Aufzeichnungen von Rudolf Höß sind unter dem Titel „Kommandant in Auschwitz" in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, erschienen, Preis DM 15,80.

Schelsky und die Heiligen

Mehr noch als jede andere Disziplin ist die Soziologie auf dauernde methodische Selbstreflexion verwiesen. Nachdem sie ihre für das 19. Jahrhundert kennzeichnenden systematischen Entwürfe zwischen Philosophie und Ökonomie aufgegeben hat, kommt es zu der für die Soziologie des 20. Jahrhunderts typischen Spannung zwischen den theoretischen Entwürfen und den sich immer mehr ausdehnenden sozialstatistischen Techniken. Eine Spannung, die freilich heute zugunsten der Empirie entschieden wird.

Der durch eine ganze Reihe von Publikationen bekannte Hamburger Soziologe Helmut Schelsky unternimmt es in seiner neuesten Schrift „Ortsbestimmung der deutschen Soziologie",* eine „soziologische Zustandsanalyse der westdeutschen Soziologie in den anderthalb Jahrzehnten der Nachkriegszeit" zu geben. Schelskys Buch versammelt die für die unmittelbare Gegenwart wesentlichen Forschungsmotive. Es enthält einen Überblick über die Lage der deutschen Nachkriegssoziologie, je einen Abschnitt über empirische Sozialforschung und Fragen der theoretischen Soziologie und schließlich über das Verhältnis von Soziologie und sozialer Praxis.

Seinem Selbstverständnis nach ist Schelsky ein Vertreter der „nachideologischen Epoche" seiner Wissenschaft. Sehr exakt beschreibt er indessen die von der bestehenden Gesellschaft an die Wissenschaft herangetragenen Wünsche nach einer „neutralistischen Hintergrundsideologie unantagonistischen Charakters", ohne daß allerdings dieses Ideologiebedürfnis mehr als geistesgeschichtlich registriert würde. Man vermißt gerade von einem Soziologen die Analyse der Sozialbedingtheit der zeitgenössischen deutschen Ideologie. Nachdem er deren Bestandteile, eine Art Abhub der kulturellen Restbestände, aufgezählt hat, man weiß nicht, ob kritisch oder zustimmend, weil die Frage nach Wahrheit oder Unwahrheit gar nicht erst gestellt wird, sagt er lapidar: „Das Abendland wird sich auf den Resten seiner ideellen Auseinandersetzungen einig, und es scheint so, als ob Männer wie Albert Schweitzer zu den Heiligen dieser unbezweifelbaren, anerkannten und gemeinsamen Hintergrundideologie unserer westlichen Kultur werden.

Von Interesse sind die Bemerkungen, die Schelsky zu bestimmten kritischen Einwänden der Frankfurter Soziologen zur empirischen Sozialforschung und deren Begriff des „Gegebenen" macht. Er stimmt ihnen zwar weitgehend zu, um dann aber zu sagen, daß alle über die Registratur des Unmittelbaren hinausführenden theoretischen Bemühungen zu sehr an die Fragestellung der zwanziger Jahre gebunden seien, um so einem Denkimpuls für heutige Probleme zu werden. Den Vorwurf des restaurativen Charakters der Sozialforschung weist Schelsky nicht allzu überzeugend zurück. Was sein Buch im ganzen auszeichnet, ist die Fülle des orientierenden Materials und die Zurückhaltung, mit der er die Rolle seiner Wissenschaft in der heutigen Gesellschaft darstellt, ohne der Gefahr der Selbstpropaganda zu erliegen. A. S.

* Helmut Schelsky: „Ortsbestimmung der deutschen Soziologie." Kart. DM 11,80. Eugen Diedrichs Verlag Düsseldorf-Köln.

Grenzen der sowjetischen Expansion

Seit dem Berlin-Ultimatum des Kremls ist wieder die grundsätzlich aggressive Natur der sowjetischen Politik in das Bewußtsein der Öffentlichkeit gebracht worden. Berlin, eine Exklave der freien Welt im sowjetischen Machtbereich, ist, seitdem Österreich den Abzug der Besatzungsmächte mit einem politischen Dornröschendasein erkauft hat, eigentlich das einzig übrig gebliebene Paradestück einer inkonsequenten Phase der Sowjetpolitik bei Kriegsende. Wenn heute Chruschtschow die Berlin-Frage durch Neutralisierung des freien westlichen Stadtteils lösen will, so erscheint dieses Vorhaben als logische Fortsetzung der stalinistischen Machtpolitik, wie sie bereits vor 1945 konzipiert worden war, dann aber nur in Bruchstücken verwirklicht wurde.

Wagners Buch „Die Teilung Europas" zeichnet diese Politik ohne geringste Verzerrung ihrer grundlegenden Aspekte nach. Ausgehend von dem urkommunistischen Anspruch auf Weltrevolution und Weltbeherrschung, klassifiziert er die stalinistische Ära der Sowjetmacht mit ihrer Betonung nationalstaatlicher Ziele als Vorläufer und Mittel zum Zweck der imperialistischen Expansion durch militärische Gewalt.

Der Krieg, der den Sowjetarmeen und dem Bolschewismus die ersehnte Gelegenheit zum Ausbruch aus dem traditionell russischen Terrain bot und die Macht des Kreml nach Mitteleuropa eindringen ließ, schuf eine neue weltpolitische Situation, die bis heute unverändert, bis auf weiteres nur auf Kosten eines vernichtenden Krieges verändert werden könnte.

Zu keiner Zeit nach 1945 hat die Sowjetunion, so weist Wagner überzeugend nach, jemals ernsthaft daran gedacht, ihre militärisch gesicherten Positionen unter der Maßgabe zu räumen, daß sich in diesem Gebiet eine frei zu wählende, der Mehrheit der Betroffenen entsprechende politische und gesellschaftliche Ordnung bilden könne. Was in Österreich noch möglich war, ist Ausdruck einer politischen Denkweise, die sich von einem Niemandsland zwischen Ost und West strategische Vorteile versprach und dabei die Gewißheit bestehen ließ, daß der aus dem Machtbereich entlassene Staat seiner Größe und Struktur nach niemals mehr Eigengewicht von politischer Bedeutung entwickeln würde.

War und ist es noch die Aufgabe der bewaffneten Sowjetmacht, die gewaltsame Umformung der Gesellschaftsordnungen im östlichen Mitteleuropa abzuschirmen, weist Chruschtschows Berlin-Drohung darauf hin, daß die Periode der Defensive offensichtlich nur durch eine vollständige Arrondierung des bolschewistischen Machtbereichs befriedigend zu Ende gebracht werden kann.

Als Europa nach Kriegsende zerstört darniederlag, und die Fortsetzung des Vormarsches der Roten Armee nach Westen nur eine Frage des günstigsten Einsatztermines zu sein schien, war die Sowjetunion offensichtlich so sehr geschwächt, daß sie einer militärischen Auseinandersetzung mit dem noch keineswegs verausgabten Amerika nicht wagen wollte, ja daß schon die machtpolitische Konsolidation des Erreichten die Kraft des Kolosses auf tönernen Beinen bis zum Äußersten beanspruchte. Man hat es dem Bolschewismus damals leicht gemacht, sich als Sieger zu fühlen und zu verhalten.

Der darauffolgende Zeitabschnitt der Regeneration der Sowjetmacht ist heute beendet. Die immer gröber sich ausdrückende Selbsteinschätzung Chruschtschows illustriert dies mit Nachdruck. Daß unter diesen Umständen eine Hoffnung darauf gerechtfertigt wäre, daß Chruschtschow die verhinderte politische Selbstbestimmung eines geteilten Volkes als eine ernsthafte Gefahr für sein Imperium ansehe, dazu besteht zur Zeit kein Anlaß.

Wagners Buch „Die Teilung Europas" ist ein großartiger Beitrag zur Erkenntnis der Grenzen unserer Politik. CH.

Wolfgang Wagner: „Die Teilung Europas", Geschichte der sowjetischen Expansion 1918—1945, Leinen, 242 Seiten, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, DM 12,80.

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!

Der Prozeß der Freiheit

Albert Camus zum Gedächtnis

Der Tod des 46jährigen französischen Schriftstellers Albert Camus ist ein schmerzlicher Verlust für ganz Europa. Im Gegensatz zu vielen linksorientierten Schriftstellern war dieser Nobelpreisträger ein Mann, der Kommunisten ebenso verabscheute wie Nazi. Der nachstehend abgedruckte Artikel, der vor vier Jahren in der französischen Wochenzeitschrift „L'Express" (vom 2. 12. 1955) erschien, befaßt sich mit dem Geschmiere eines deutschen Studenten, das seinerzeit nicht an Türen und Wänden, sondern in der Bonner Studentenzeitung auftauchte. Wir bringen den von Ulrich Keitel übersetzten Artikel „Le procès de la liberté" Albert Camus zum Gedächtnis.

Der Prozeß der Freiheit

Durch eine von „Réalités" ausgeführte Umfrage erfahren wir, wie die Franzosen das Glück verstehen. Die Mehrheit von ihnen sieht es in der Abwesenheit von Krankheit; dies ist ein begrenzter aber gesunder Blickwinkel. Es gibt von diesem gesunden Menschenverstand nichts zurückzunehmen.

12,7% geben der Liebe den ersten Platz, den nur 1,5% der Familie vorbehalten haben; dieser offensichtliche Widerspruch gibt zu denken. Schließlich, und das ist es, was mich interessiert, geben 0,4%, d. h. nur 4 von 1000 Franzosen, der Freiheit den Rang des höchsten Gutes.

Natürlich dürfen die Umfragen nicht zu ernst genommen werden. Sie nehmen Reflexe auf, keine Gedanken. Aber schließlich scheint hier der Reflex Frankreichs angesichts der Freiheit eher erschlafft. Der große Anruf „Freiheit oder Tod" scheint unter uns ausgelöscht. Knechtschaft und gute Gesundheit, das ist der Slogan von Morgen.

Warum soll man darob erstaunen? Die Freiheit ist die große Verleumdete des 20. Jahrhunderts. Verhöhnt von den einen, verraten von den anderen liegt sie in der Mitte eines Kreises hohnlächelnder Ärzte im Sterben. Warum soll die Freiheit hochgehalten werden: fragte der unersetzliche Bernanos. In der Tat, warum sollte man sie hochhalten? Ein Wert lebt nur in der Gesellschaft durch die Anstrengungen die er erfordert, um die von ihm bestimmten Pflichten und Rechte ins Gleichgewicht zu bringen.

Die restaurative Gesellschaft hat die Pflichten der Freiheit zurückgewiesen, um allein ihre Genüsse zu bewahren. So hat sie es zugelassen, daß die Freiheit das Gesicht des Arbeitslosen annimmt, der tatsächlich frei ist, sich seine Brücke zum Schlafen auszuwählen. Die revolutionäre Gesellschaft hat dann ihre Rechte an der Freiheit zurückgewiesen. Unter dem Vorwand eines Tages die ganze Welt frei zu machen, hat sie unter dem Beifall unserer Intellektuellen beansprucht, jedem ohne Verzögerung zu dienen. Sie hat so der Freiheit das bedrückende Gesicht des Riegels gegeben.

Nach alledem, wer möchte gern hinter dieser in Lumpen gehüllten Geliebten oder dieser Mätresse in Uniform herlaufen? Gewißlich niemand. Aber gleichzeitig reiben sich die Feinde der Freiheit die Hände. Ein Zeuge ist dieser deutsche Student, der eine Entschuldigung für die Nazilager gibt, indem er erklärt, daß die individuellen Freiheiten gezügelt gewesen wären, damit die Freiheit Deutschlands gesichert werde. Zehn Jahre nachdem die Krematorien erloschen sind, erhebt sich also ein deutscher Intellektueller, um in ihnen die Asche anzufachen.

Aber dies unedle Urteil ist nicht nur gemein, weil es Deutschland das Recht zu quälen und zu erniedrigen vorbehält. Es ist ebenso in seiner Form gemein und weil es gestattet, daß eine Gemeinschaft, welche es auch sei und wäre es die der Welt, das Recht hat, über die Freiheit und die Würde von Millionen von Menschen zu verfügen, um sich selbst zu erhalten. Dies ist es, was bis zum Ende verweigert werden muß. Allein diejenigen, die unaufhörlich diese Weigerung unterstützen, haben das Recht, sich über diese neue und abstoßende Entschuldigung zu entrüsten. Diejenigen, die auch nur zum Teil, die Konzentrationslager in Rußland entschuldigen und nicht die bedingungslose Abschaffung derselben fordern, haben im Gegenteil kein Recht zur Entrüstung. Die Gesellschaft der Erde, von der sie träumen, rechtfertigt nicht besser den Mord oder die Herabwürdigung freier Menschen, als die übermäßigen Träume von Großdeutschland.

Wenn die Intelligenz von ihrer größten Aufgabe zurücktritt, wenn sie von dem endlosen Freiheitskampf desertiert, dann ist es auf jeden Fall normal, daß die Nation selbst einen Rückzug macht und von Vitaminen träumt. Nach alledem ist die Freiheit nicht der natürliche Zustand der Menschen. Sie ist eine unaufhörliche Eroberung der Natur, der Gesellschaft und von sich selbst. Sie ist schließlich eine Lebensregel und manchmal der höchste Grund zum Sterben. Wird eine Gesellschaft, die sich so um ihre Gesundheit sorgt und wo man schon bei dem Gedanken, eines Tages sterben zu müssen, vor Angst zerspringt, die Gemahlin wählen, die immer verschmäht wird und immer anspruchsvoll ist?

Dies ist, warum ich, anstatt zu verzweifeln, vom Grunde des Herzens bewundern werde, daß vier von 1000 Franzosen die Freiheit höher als alles andere gestellt haben. Wenn dieser Reflex wirklich der von 180 00 Franzosen ist, dann findet eine Einsamkeit ihr Ende und eine Hoffnung beginnt. Die, die vor 15 Jahren, durch ihre Weigerung oder ihr Opfer das Land um die Freiheit gerettet haben, waren gewiß viel weniger zahlreich.

VARIATIONEN über neue Musik

Winfried Zillig: „Variationen über neue Musik." Nymphenburger Verlagshandlung, München 1959. 283 Seiten.

Die Produktionshöhe unseres heutigen Büchermarktes nötigt den Verantwortlichen so manchen Slogan ab, der uns Interesse und Aktualität suggerieren will, der uns sagen soll, daß es Problematik gibt. Ein probates Mittel, heute alles, was geschrieben wird, mit möglichst wenig Verantwortung dem Leser legitim anbieten zu können, ist, es zur Diskussion zu stellen. Um so wohltuender, wenn man bemerkt, daß es trotzdem Bücher gibt, die derart schmackhaft gemacht ihrem Untertitel ein Schnippchen schlagen, wenn sie der Problemmacherei in recht positiver Weise nicht entsprechen. Die Nymphenburger Verlagshandlung brachte jüngst in ihrer Buchreihe „In eigener Sache", die „Probleme der Gegenwart zur Diskussion stellen" will, den Band „Variationen über neue Musik" heraus. Dieses Buch wirft kein Problem auf, stellt auch keines zur Diskussion, es gibt vielmehr eine klare und präzise Übersicht der musikalischen Situation unserer Zeit.

Winfried Zillig, der Autor des vorliegenden Werkes, der nach seiner Tätigkeit als Theaterkapellmeister erster Dirigent am Hessischen Rundfunk war und seit 1959 die Leitung der Musikabteilung des Norddeutschen Rundfunks innehat, ist selbst Komponist und war Schüler von Arnold Schönberg. Das kann gut und schlecht sein für eine wirklichkeitsgetreue und sachgerechte Darstellung des zeitgenössischen musikalischen Geschehens. Zillig hat als Dirigent besonders gute Kenntnis der Musik und „aus dieser Kenntnis, die nicht nur vom Partiturbild, sondern vom realen Klang ausgeht, ist die vorliegende Sammlung zeitgenössischer Komponistenportraits entstanden". Andererseits ist ein Komponist zumeist festgelegt auf eine der verschiedenen Richtungen der Musik, die sich in letzter Zeit gebildet haben, und es liegt die Gefahr der einseitigen Betrachtung nahe. Zweifellos steht der Autor auf der Seite des Zwölftonsystems. Dies ist auch nicht zu verkennen, da er von hier aus Bezüge schafft. Sein Standpunkt jedoch verleitet ihn nicht, Werturteile zu fällen, im Gegenteil, er geht der Entwicklung jedes einzelnen Komponisten nach und macht dadurch die „Variationen" des heutigen Musikgeschehens deutlich.

Das vorliegende Buch enthält überarbeitete Essays, die 1957 und 1958 in einem Zyklus vom Bayrischen Rundfunk gesendet wurden. Knapp die Hälfte des Werkes ist den von Zillig als Antipoden genannten Komponisten Arnold Schönberg und Igor Strawinsky gewidmet. Mit dem genauen Portrait dieser beiden Musiker und einer Analyse ihres Werkes versucht der Autor das Wesen der Neuen Musik aufzuzeigen. Sie werden nicht nur als die Wegbereiter der vielfachen neuen Möglichkeiten angesehen, sondern auch als Pole, die jenen Möglichkeiten bereits die heutigen Richtungen gaben. Nach solchen Voraussetzungen ordnet Zillig: Bartók und Hindemith, die Wiener Schule mit Alban Berg, die „Groupe de Six", die Musik in Sowjetrußland, in Italien und Deutschland und es ist ein Vorzug dieses Bandes, daß auch die jüngere Generation nicht vergessen wird: sie ist von Messiaen über Stockhausen, Liebermann bis Henze und Klebe vertreten, um nur einige Namen zu nennen. Die Entwicklung, die hier sichtbar gemacht wurde, hat sich nach anfänglichem Suchen und Durcheinander zu ordnen begonnen und steht für Zillig am Anfang einer neuen Epoche, in der das Zwölftonsystem das Übergewicht hat. Wenn es zweifellos auch Schule gemacht hat und viele Komponisten sich dieser Technik auch ausschließlich bedienen, so scheint es dennoch fragwürdig oder wenigstens recht kühn, wenn der Autor in seinem Ausblick meint, dieses System sei (da fremde Völker in Asien, Japan oder Afrika sich in ihm selbst eher wiederfinden als in der tonalen Musik) auf dem Wege, universell zu werden. Werner Römer

Wilde Berliner Jahre

Walter Mehring: „Berlin — DADA." Erinnerungen. In der Reihe „Horizont" des Verlags der Arche, Zürich 1959. 100 Seiten, Leinen DM 7,80.

Die mögliche DADA-Renaissance, die sich vor zwei Jahren in einer betriebsamen Verlegertätigkeit anzukündigen schien und auf dem Büchermarkt ihren erfreulichen Niederschlag in gewichtigen Monographien, Retrospektiven, Neuausgaben und Ausstellungskatalogen fand, wartet mit einem späten Nachläufer auf.

Nachdem schon früher in der Reihe der hochsympathischen und quadratformatigen „Horizont"-Bänddchen der Arche eine DADA-Anthologie von Rang erschien, gibt nun Walter Mehring, verrufener und verbrannter Poet der zwanziger Jahre, seine Erinnerungen an den politisch stark engagierten Berliner Dadaismus zum Besten. Mehring, der zwischen 1933 und 1941 von einer Flucht zur andern hetzte und aus den Armen der Gestapo in die der Sûreté Nationale gelangte, widmet den größten Teil seiner Erinnerungen den Freunden George Grosz, Richard Huelsenbeck und Johannes Baader. Dieser Baader, man glaubt es kaum, ist erst vor zwei Jahren gestorben, ein Dadaist, der in der Nationalversammlung zu Weimar dadaistische Flugblätter über die Häupter der Deputierten ausschüttete und natürlich prompt am Kragen gepackt und strengsten Leibesvisitationen unterzogen wurde.

Den Berliner Dada-Zeitschriften widmet Mehring ein eigenes Kapitelchen; die Namen allein schon haben heute den Klang des Anarchismus: „Die Pleite", „Dämlack", „Jedermann sein eigener Fußball".

Was heute noch vom Berlin-Dada übrig ist, verdichtet sich in der Person der Hannah Höch, der jüngst der „MERKUR" einen instruktiven, wenn auch einseitigen Beitrag widmete, der in der folgenden Nummer durch geharnischte Zuschriften von Huelsenbeck und Richter zur dadaistischen Gerechtigkeit zurückgebracht wurde.

Friedhelm Mertens

EXPRESSIONISMUS

Das in unserem Bücherbericht „Lob der Verlage" in der Januar-Nummer des DISKUS kurz besprochene Buch von Walter H. Sokel: "The Writer in Extremis — Expressionism in twentieth-century German literature" wird noch in diesem Herbst beim Verlag Albert Langen — Georg Müller, München, in deutscher Übersetzung erscheinen. DISKUS

Der ganze Feininger

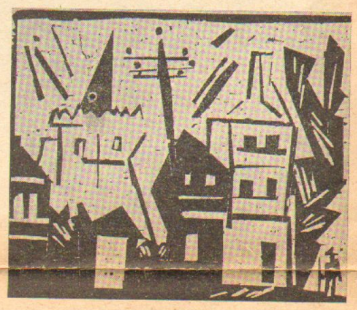
Hans Hess: „Lyonel Feininger". W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1959. 360 Seiten, 28 Farbtafeln, 74 Schwarzweiß-Abbildungen, 51 Zeichnungen und Karikaturen, Oeuvrekatalog mit 364 Kleinabbildungen von Frau Julia Feininger, 12 Seiten biographischer Tafelteil mit 25 Fotos, Leinen DM 68,—.

Der Bevorzugung mancher Künstlerpersönlichkeit durch die Biographien und Theoretiker steht eine Außerachtlassung anderer gegenüber, die schwerlich mit Vernunftgründen zu erklären sein würde. Klee etwa, Franz Marc, Nolde und Barlach haben jeweils wenigstens ein halbes Dutzend von Monographien herausgefordert, Schlemmer, um ein Beispiel zu nennen, wurde erst im vergangenen Jahr mit einer brauchbaren Werkmonographie bedacht.

Der Fall von Lyonel Feininger liegt, gemessen an der publizistischen Bearbeitung, den dieser eigenwillige Maler erfahren hat, noch abseitiger. Mit der Veröffentlichung der ihrem Gegenstand kongenialen Arbeit von Hans Hess durch den W. Kohlhammer Verlag ist nun die durch Zufall (?) verschuldete Ungerechtigkeit an Feininger mehr als gutgemacht.

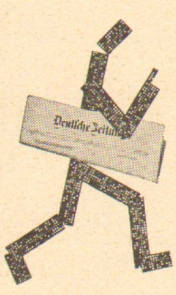
Lyonel Feininger ist in Deutschland, so muß aus dem Buch von Hans Hess geschlossen werden, niemals in der ganzen Breite seiner künstlerischen Vielfalt bekanntgeworden. Wohl schätzte man seine geschliffenen, kristallinen Formen, die hohen, vertikalen, von prismatisch gebrochenem Licht durchströmten Bilder der Kathedralen und Segelschiffe. Man weiß um die prominente Rolle, die er am Bauhaus in Weimar und Dessau innehatte, und man kannte einige seiner in Amerika entstandenen Bilder.

Hans Hess widmet dem heute kaum noch bekannten Karikaturisten Feininger breiten Raum. Seine Veröffentlichungen im „Ulk", in den „Lustigen Blättern" machten ihn in ganz Deutschland bekannt als den nuancenreichsten Zeichner der politischen Karikatur. Dominante Motive seiner späteren Malerei tauchen schon in der Epoche des Karikaturisten Feininger auf: die Radfahrer, die Segelboote, die Eisenbahnen. Wie sehr die kompositorischen Errungenschaften der Karikatur den Bildaufbau des späteren Feininger beeinflussen, legt Hans Hess folgendermaßen dar:



> Seit die Erfahrung gelehrt hatte, daß entfernte Objekte kleiner als nahe erscheinen, ist der Maßstab ein Werkzeug der Perspektive geworden. In Hogarths berühmter Karikatur der „falschen Perspektive" genügt allein die Umstellung von kleinen und großen, nahen und fernen Objekten, das gewünschte Resultat zu bewirken, denn alle sind im Widerspruch zu ihrem Standort. Feininger verwendet die Kontraste, „groß-klein", „hoch-niedrig", „breit-schmal", als absolute Werte. Es kommt nicht nur darauf hinaus daß das Kleine das Große noch größer erscheinen läßt, sondern, daß die Kontraste im Prozeß des Widerspruchs zusammen eine neue Einheit schaffen, deren Spannung sich in Komik ebenso wie in Tragik lösen kann. Dieses Gefühl für Maßstab und Grad wirkt in seinen Bildern zur entscheidenden Waage für die Beweglichkeit und Balance der Flächen und Formen. Nur wer den Wert des Maßstabs so versteht, kann mit den größten Kontrasten ebenso wie mit den feinsten Nuancen operieren. Bei Feininger bedingt das Gefühl für Kontrast die ungeheure Schärfe der verfeinerten Werte in Farbe und Form, jede Gradstufung enthält die Spannung, die das Maximum und Minimum des Möglichen für ihn darstellen.

Lyonel Feininger starb am 15. Februar 1956, fünfundachtzigjährig, nicht als Greis, sondern als junger alter Maler des Experiments. Seine letzten Bilder, etwa „Yachten" (1950), „Sonnenuntergangsglut" (1953) sind visionäre geistige Landschaften, in denen allenfalls die kristalline Lineatur an den Bildaufbau der früheren Arbeiten erinnert. Diese Spätwerke Feiningers streben zur letzten Form, die das Chaos bewältigt, das Hereinbrechen des Nichts abwehrt, Hess nennt sie mit Recht „klassisch". Die Feininger-Monographie von Hans Hess ist die umfassende, vom Verlag mit großer Sorgfalt und Eleganz, vom Publikum schon lange erwartete Darstellung eines Malerlebens, das von unaufdringlichem Einfluß und nobler, zurückhaltender Größe kaum seinesgleichen hat. B.C.



Für Studenten Vorzugspreis monatlich 3.— DM

Deutsche Zeitung

Durch tägliches Lesen dieser großen, überregionalen Tageszeitung werden Sie sich Ihre eigene, fundierte Meinung zu den politischen und wirtschaftlichen Vorgängen bilden.

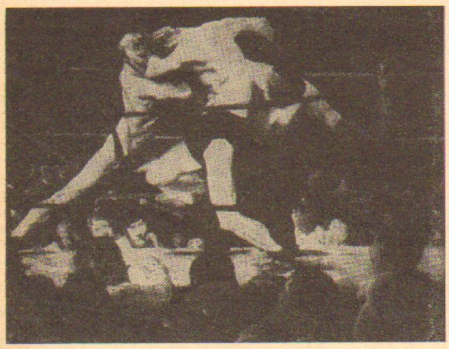
Die Deutsche Zeitung wird Ihnen deshalb für Ihr Studium und Ihren späteren Beruf immer von Nutzen sein.

In den Semesterferien portofreier Versand an die Heimatanschrift. Bestellungen und kostenlose Probenummern durch den ASTA.

Der Dichter steht abseits

Langsam ging der Fußball am Himmel auf.
Nun sah man, daß die Tribüne besetzt war.
Einsam stand der Dichter im Tor,
Doch der Schiedsrichter pfiff: Abseits.
(Günter Grass)

Warum finden sich in der modernen Literatur keine Schilderungen von Sportveranstaltungen? Warum treten keine Olympiakämpfer auf, wieso sind die Heubodenbesucher nicht erwähnt, weshalb ist der Sportjargon nicht in experimentelle textures verwoben? Die Frage scheint abwegig. Aber sie will am konkreten Beispiel darauf hinweisen: Viele Wirklichkeitsbereiche der Gegenwart fallen in der Literatur fast völlig aus. Da ist die Revolution in Wahrnehmung und Denken durch die Massenkommunikationsmittel, Illustrierten, Boulevardblätter, Schallplatten nicht aufgegriffen worden (obwohl im „Ullyses" formal antipiziert), da scheint es weder Bauern noch Kirchentreue noch alte Leute zu geben; da geht man um das Banale, Alltägliche, gezwungen Moralische wie um einen heißen Brei.



— einerseits Elend, Not, Verzweiflung und Tod, andererseits Manier, Leidenschaft, Ekstase und Rausch . . . hier die slums und dort die Bars, hier Elendsbaracken, dort Alkohol und Perversion . . . so könnte man meinen, das Leben hätte sich . . . ausschließlich in Grenzsituationen bewegt . . . keine einzige stimmige Beschreibung der labilen spätkapitalistischen Massenplutokratie (Walter Jens) —

Keine Mißverständnisse, bitte! Weder soll dem Naturalismus das Wort geredet werden noch werden stürmisch Hymnen auf Fußballmeister verlangt.

Aber die Rede von der Dialektik zwischen Wesen und Erscheinung genügt nicht, um Kanalisierungsphänomene, Habitialisierung bestimmter Themenkreise, Autostereotyps (siehe Grass) zu erklären. Warum findet das Massenereignis Sport für die Literatur nicht statt? In der deutschen Literatur gelegentliche Bemerkungen, spärliche Sprachanleihen in der Lyrik, einige Skizzen von Musil, neuerdings Siegfried Lenz' „Brot und Spiele", eine Fußballstory von Herbert Eisenreich.

Seien wir ehrlich: man kann sich auch wirklich schlecht vorstellen, wie der bullige Mittelstürmer in die Literatur kommen soll. Aber genau das „warum" wäre literatursoziologisch zu bedenken. Es muß differenziert werden: Natürlich gibt es Hemingways Stierkampfgeschichten und deren Imitationen, Jagdgesellschaften die Menge, eine Schachnovelle und Billard schon um halb zehn. Eine bestimmte Spezies Sport aber fällt aus. Alles was in der Sportzeitung vom Mann auf der Straße steht und so Kleinbürgerliches, soviel Stammtisch an sich hat. Reiten und Tennis gibt es in der high society, Hemingways Stierkämpfer sind Aristokraten, etwas archaisch gar. Aber tabuiert scheint der Zivilisationssport, wohin der kleine Mann strömt, wo die Turnväterei nachwirkt, wo der Vereinsmeier die Regeln aufstellt.

Die Hypothese wäre zu überprüfen, daß die Dichter auch noch in anderem Sinn abseits stehen als dem, womit Grass kokettiert. Daß der Massensport heute Medium der social control sein kann, Libido absorbiert, ein Ingredienz der Freizeitgesellschaft darstellt, wird nicht mehr verarbeitet.

Ein einziges Tema scheint sich freilich anzubieten: der alternde Star; zweifellos ein legitimes Sujet in der Massengesellschaft. Hemingways „Unbesiegter" ist das unerreichte Vorbild, auch für Siegfried Lenz, für Herbert Eisenreich. In dessen Geschichte „Der Weg hinaus" wird das Thema am Fußball variiert. Sie ist nicht geglückt. Hier sieht man wie der Stoff von sich aus Widerstand leistet. Der Fußballstiefel macht sich nicht auf dem literarischen Parkett.

— und was hatte man ihm, war wieder ein Spiel gewonnen, nicht alles nachgerühmt! Daß er der beständigste Spieler sei, zuverlässig auf jedem Posten, ohne Formkrisen, ohne Launen; kein Star, sondern immer Teil der Mannschaft, ihr Motor und ihre Seele zugleich; und der fairste Fußballer seit langem, die Zeitungen brachten Fotos, wie er über den hechtenden Tormann, um ihn nicht zu verletzen, hinwegspringt; wie er zum Kopfstoß mit regelrecht angelegten Armen hochschnellt. Und jetzt stapfte er schwankenden Schrittes hinein in die Mauer vor ihm aus Gejohle, Pfiffen und Flüchen. (Eisenreich) —

Daß der Massensport nicht in die Literatur gefunden hat, sagt nicht wenig über ihn selbst. Aber diese Fehlanzeige — und andere dazu — ist auch aufschlußreich für die Literatur. (Vom Elfmeter zur Liebesnacht ist allerdings ein weiter Weg, zugegeben. Ist doch die Hormonorgel das eben gefragteste Instrument und „von einer Ausschließlichkeit und Unbedingtheit" der Kontrapunkt der Feuilletons!)

— wenn ein Mann im Jahre 3000 etwas über Deutschland, wie — tausend Jahren war, erfahren will, muß er zu der Ansicht kommen, daß die eine Hälfte der Menschen immer, die andere nie gearbeitet hat, daß die einen sich über Produktionen und die anderen über Liebe unterhalten hätten, daß es Nachtlokale und Trümmer, aber offensichtlich weder Sportplätze noch Büros, Gespräche kurz vor dem Ende des Dienstes, wenn man zum dritten Male telefonisch die Zeitansagerin bemüht, noch Unterhaltungen im Schatten der künstlichen Wolke gegeben hätte. (Walter Jens) —

MALEREI ALS AKTION

Ein Abschnitt aus Hans Platscheks „Neue Figurationen")*

Die Literatur zur modernen Kunst ist nicht übermäßig reich an wirklich guten theoretischen Versuchen. Hatte man sich zunächst an französische Untersuchungen zu halten, etwa an Michel Ragons „Abenteuer der abstrakten Kunst" (Luchterhand 1957), ein gelegentlich schwatzhaftes Buch oder an die ungleich gewichtigeren „Notizen zur Malerei der Gegenwart" Jean Bazaines (S. Fischer, 1959—vgl. DISKUS, Mai 1959), so wurde vor kurzer Zeit in Deutschland das Buch eines Malers verlegt, das uns eines der einsichtigsten und richtungsweisendsten zu sein scheint, das nach dem Krieg zur Entwicklung der bildenden Kunst veröffentlicht wurde. Wir drucken den Teil II des Kapitels „Malerei als Aktion" nach.

Damit kommen wir zur ersten Handlung jeder Malerei, eine Handlung, die nicht nachdrücklich genug betont werden kann: die Zerstörung. Am Anfang steht eine Leinwand. Damit muß man sich abfinden und Versuche, die viereckige Fläche auszusägen oder mit springenden Reliefs zu bestücken, weichen dem Grundproblem der Malerei aus. Denn auch die Leinwand ist ein Ding, das auf recht unheimliche Weise seine handfeste, grellweiße Stofflichkeit geltend macht. Oskar Schlemmer sagte: „Die rechtwinkelige weiße Leinwandfläche ist ein solch zwingendes Faktum, daß ein nicht geringer zu bewertendes Gefühl als das ehedem für das Objekt den Künstler bestimmen konnte, sich in der Konzeption des Bildes vom Geist, von der Idee der Fläche leiten zu lassen und die im Rechteck gegebene Grundform als das Maß für alle auf sie projizierten Formen zu nehmen." Diese Leinwand bleibt also Objekt. Genauso Objekt, wie für Man Ray das Bügeleisen ein Ding war, in das er eine Reihe Nägel einlötete, um ein „Geschenk" zu erfinden

Im Grunde war Dadas Versuch, fremde Materialien in die bildende Kunst einzubeziehen, nichts anderes als eine Betonung der Dinglichkeit von Malerei und Plastik. Man machte einen kleinen Umweg, um ein und dasselbe zu betonen. Eine Sache der Auffassung, wenn der Beschauer sich damit auseinandersetzt, für den Maler jedoch dieselbe Angelegenheit. Wenn Schwitters sagt, das Wort „Merz" bedeute „die Zusammenfassung aller erdenklichen Materialien für künstlerische Zwecke und technisch die prinzipiell gleiche Wertung der einzelnen Materialien, die Merzmalerei bedient sich also nicht nur der Farbe und der Leinwand, des Pinsels und der Palette, sondern aller vom Auge wahrnehmbaren Materialien und aller erforderlichen Werkzeuge", so verhilft er indirekt der Farbe und der Leinwand, dem Pinsel und der Palette zu ihrem Recht. Was aber in Dadas Materialmontagen miteinbezogen wurde, ganz gleich, ob es Schwitters und seine Kollegen merkten, war die Notwendigkeit, jedes Material, ob Leinwand oder Trambahnfahrschein, sofort zu zerstören, damit sowohl das eine wie das andere zum Kunstwerk wird.

Jemand trägt eine Farbe auf das weiße Viereck und hat es damit jäh zerstört. Das gilt selbst für „gebaute" Bilder — auch wenn Schlemmer etwa sorgfältig mit dem Lineal einen Strich auf die Fläche zieht, auch wenn er sich vornimmt, diese Fläche so integer wie möglich zu bewahren, zerstört er sie, indem er sie mit seiner Linie zerschneidet, ja beschmutzt. Die Konsequenzen aus dieser so einfachen Handlung sind nicht abzusehen: unversehens entsteht ein Raum oder ein rhythmisches Gefüge, das sich nur dadurch etwas zähmen läßt, indem man es der Fläche wieder angleicht, das heißt — siehe Mondrian — diese Rhythmen parallel zu den Bildgrenzen setzt, den Keilrahmen in die Fläche zieht.

Wenn aber die Destruktion am Anfang eines Gedichtes steht, warum dann die Fläche „gestalten", warum nicht einfach diese Zerstörung so weit abwickeln, daß die Fläche zum Träger von etwas wird, das als malerisches Ereignis festzuhalten ist, „without thinking of the result in terms of a result"? Ich bestehe zwar darauf, die Malerei als Hand-Werk zu nehmen. Aber die Hand, die mit den Dingen „werkt", ist Instrument, das „Werken" stellt die Dinge in Frage. Jenseits jeder Utilität ergibt die ursprüngliche Zerstörung eine Situation, die sich schöpferisch ins Unbekannte hineintreiben läßt. Man braucht nur daran zu denken, daß diese oder jene Farbe, die die Grundfläche annulliert, ihrerseits annulliert werden kann. Ist man sich einmal darüber im klaren, daß eine Auseinandersetzung mit der Grundfläche, die zugleich Objekt und Hindernis ist, eine Zerstörung zur Folge hat, so wird jede plane Malerei fraglich. Andererseits verlieren Wörter wie „Illusionismus" ihren Sinn — im Augenblick, da auf der zerstörten Fläche ein Gebilde entsteht, entsteht auch eine Illusion, eine Fiktion — ein poetisches Faktum.

***) Hans Platschek: „Neue Figurationen." Aus der Werkstatt der heutigen Malerei. Mit 32 Bildern. R. Piper Verlag & Co., München 1959, 108 Seiten, gebunden DM 12,—.**

Gedanken zum modernen Ballett

am Beispiel Maurice Béjart

Wohl keine der uns überlieferten Kunstgattungen ist sowohl ihrem Ursprung als auch der Entwicklung des sie konstituierenden Zusammenspiels von Inhalt und Form nach der Erscheinung des Höfischen so weitgehend verpflichtet wie das Ballett. Daher traf der Zusammenbruch dieser Welt, ihr Titanensturz in die flutenden Instinkte einer ungegliederten Masse das Ballett, besonders tief, eben da es vormals seine Legitimation als Kunst in der Entfaltung seines fragilen Wesens innerhalb der Brennpunkte aristokratischer Selbstbespiegelung gefällig einzulösen vermochte. Von den vielen nun sich emanzipierenden heteronomen Tendenzen, unter denen sich die Erscheinungsformen des Ballettes zu subsumieren suchten, erscheint diejenige der tänzerischen Entfaltung am ehesten entgegenzukommen, die aus dem Appell an eine intellektuelle Avantgarde jeglicher Prägung entspricht. Diese Tendenz nun löst sich mit der Münze ein, die seit je innerhalb einer intellektualisierenden Weltbetrachtung gängig war: Die Reflektion des Einsamen auf die Bedingungen seiner Situation absoluter Verlassenheit. Ohne dieses suggestive Motiv ist nicht nur das ausgehende 19. Jahrhundert sondern auch die opponierende Polemik des Expressionismus und der ihm anhängenden Gestaltungsprinzipien nicht zu verstehen, auch nicht das sogenannte „moderne" Ballett, dessen berufenste Vertreter auf dem hysterischen Wellenkamm des sich ständig intensivierenden Intellektualisierungsprozesses ihre äquilibristischen Kunststückchen zeigten, bis sich der Prozeß überschlug und genau in der Bewegung irrationaler Instinktbesessenheit einmündete, der man ursprünglich hatte entgehen wollen. Mit Fug rechnet man Maurice Béjart zu den Interpreten des „modernen" Ballettes, dessen Tendenzen diesem auslaufenden Prozeß zutiefst verbunden sind, seine alljährlichen Gastspiele sammeln die Scharen der Anhänger des Modernen intellektueller Akzentuierung.

Mit Anteilnahme nun erkennt der aufmerksame Besucher dieser Gastspiele, wie sehr sich in der verzweifelten Abwehr der aus dem sich überschlagenden Prozeß resultierenden Momente ein genaues Bild dessen abzuzeichnen beginnt, das man verneint, und mit wachsendem Unbehagen nimmt er wahr, wie diese Negation sich nun entschärft, die Gegenbewegung ausrollt und dem allgemeinen Sog verfällt: Das „Moderne" entlarvt sich als sublimierter Unverstand, der die versteinerten Bruchstücke einer ehemals lebendigen Antikonvention nach Art der Puzzlespiele nurmehr virtuos zusammenstückt und sich dabei auf die Autorität des Unüberschaubaren beruft, darunter aber gleichwohl mit einem gewissen Augenzwinkern das Chaos einer zu blanker Irrationalität verkommenen Legitimität unbewältigter Negation versteht.

Daraus begreifen sich die auf das Mechanistische hin abgestellten Bewegungen der Tänzer, die für sich genommen alles oder nichts bedeuten können, ihren Sinn nur aus der Gesamtkonstruktion beziehen, daraus versteht sich auch die Auswechselbarkeit des Ensembles selbst; die drei oder vier Namen hinter einer Rolle betonen nur allzu deutlich die Tendenz zur Anonymität, aus der nur ein Name felsenfest herausragt — nun schon seit einigen Jahren — der des Maurice Béjart, umkreist von der Planetenschar der jeweiligen Gefährtinnen seiner Liebe.

Daraus versteht sich auch die Vorliebe für den Themenkreis antiker Mythologien, in denen sich die als antik im Sinne der Tragik bezeichnete Verflechtung des Menschen mit ihm undurchschaubaren Kräften indes nur allzu bequem einlöst. Daraus versteht sich endlich auch die Neigung zur sogenannten „musique concrète", diesem halbtraumartigen Entlanggleiten durch die chaotischen Geräusche des Hinterhofes, durchdrungen von spitz lüsternen Schreien einer Frau, belegt stammelnden Monologen, dem verschleierten Rhythmus der Straße und den Attacken elektronischer Musik.

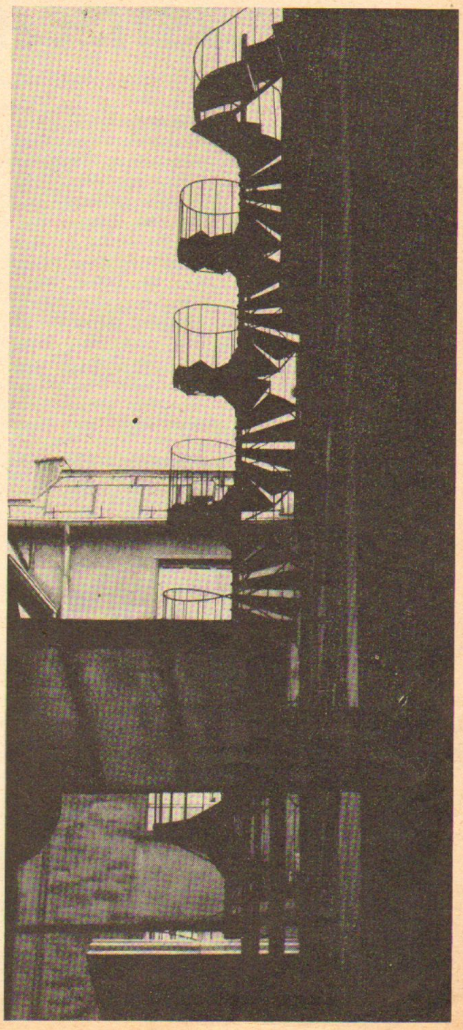
Und der Zuschauer ist gefangen, gewiß nicht nur von dem genauen Abbild seiner manipulierten Existenz, der musikalischen Aufzeichnung seines dämmernden Unterbewußtseins, das sich in den mechanisierten Formen des Tanzes an der Oberfläche eines unbehaglichen Halbverständnisses drängt, nicht nur durch den suggestiven Reiz der Perversion allein, innerhalb dessen die mechanisierte, auf stereotyp wiederkehrende, nichtdestoweniger aber gleich sinnlose Bedeutungslosigkeiten zusammengedrängte Gestik in kaleidoskopartigen Ordnungen erscheint, die nur noch ihrerseits sich überschlagende Irrationalität in Gestalt von Mythos und Ekstase durchbricht, der Beschauer erliegt auch dem Reiz der sich polemisch vor ihm auftuenden hypostasierten Möglichkeiten, diese manipulierten und verfratzten Dimensionen dennoch künstlerisch aufgewertet zu sehen! Er erlebt diesen fragwürdigen Anspruch in der ebenso flüchtigsten wie derbsten Erscheinungsform des Künstlerischen überhaupt und sieht diese verzweifelte Forderung auch tatsächlich in der je einzelnen künstlerischen Leistung ebenso, wie in der des gesamten Ensembles geleistet. Dort nämlich, wo das Niveau des Tänzers die doppelte Anonymität von Dargestelltem und Darstellen durchbricht und die Sphäre des Konvertierbaren, die der sinnlos herumgereichten Münzen konventionalisierter Hintertreppen durch die Einmaligkeit der überragenden Leistung eingetauscht werden, dann wirkt die polemische Darstellung in nicht ungefährlicher Weise legitimisierend auf den Inhalt zurück.

Die Gefahr dieser quasi nazistischen Umdeutung des Chaotischen innerhalb nurmehr als nur undurchschaubar interpretierter ordnender Zusammenhänge indes dringt peinlich durch, wenn eben dieser Bereich zugunsten einer konventionellen Sphäre verlassen wird. Die Darstellung mittelalterlicher Motive nach Musiken von Scarlatti wird zu schaler Albernheit, die eines shakespeareschen Stoffes entgleitet in die Bereiche der Pantomime mit naturburschenhaften Zügen, und auch das Kasperle als Gegenkraft tritt auf den Plan. Ebenhier begibt sich das Ballett seiner Akzentuierung auf das von ihm spezifizierte Moderne, das in der oben aufgezeichneten Perversion allein besteht, die Legitimation verfällt, die Lächerlichkeit wirkt nur noch peinlich. Indessen: Lieschen Müller triumphiert.

Joachim Martini

Christoph Burgauner:

1959: Auf der Treppe der Universitätsbibliothek - abwärts



I

Langsam,
ein wenig vorgeneigt,
Nachdruck im Absatz,
und die Hände in der Tasche.
Zur Mensa.
Draußen Regen oder auch nicht.
Herinnen Gotik (von 1925),
auf dem Kreuzgang ein Feuerlöscher hinter Glas
und hastige Gelehrsamkeit (von bis etwa 1950).

Trübe Aussicht durch die blinden Scheiben.
(Was treibt mich, so eine Plattheit zu schmieden?
Das möchte ich wissen.)

Hinter mir liegt —
(ich möchte wissen, was mich treibt zu schreiben
„Hinter mir", wo das Betreffende doch ebensosehr
vor mir liegt) zugeschlagen
ein sekundäres oder auch primäres Buch
auf einem Tisch, der niemals wackelt
(außer die Erde bebt)
vor einem wunderbaren Stuhl,
der niemals quietscht, auch wenn man ihn zurückschiebt.

Und rings
entsprechen die Silentiumgeräusche des Studierens:
Summen,
annährend den Summen der Bücher:
Unsummen,

gegen die Regale verordnet sind,
die geometrisch um die Tische stehen
wie die Tische um die Mitte, . . .

In der Mitte steht ein alter Philosophenschädel
eisern, selbstbewußt und ahnungslos . . .

In der Mitte steht
die Idee!

Und um die Tische Menschen.

Schichtweise
bedienen sie die Stühle
und die Idee.

II

Zur Mensa zwölfuhrfünfundvierzig.

Ein bißchen Straßenzugluft:
zu schlecht um gut zu tun,
und die Geräusche,
die geschmackloserweise
auch durch das Bibliotheksfenster dringen,
zusammen mit dem Licht.

Die schrecklichen Bewegungen
mit denen die Frau hinter der Theke die Teller füllt
werden mich ermutigen.
(Denn ich habe durchaus keinen Nagel im Auge,
an den ich mich oder mein Studium hängen wollte.)

Und einige unausgedachte Verständigung
mit einem Gesicht in der Schlange ist auch zu erwarten,
sowie eine kurze Schlange,
weil zwölfuhrfünfundvierzig die günstigste Mensazeit ist.

Aber das Kauen wird mir kaum Spaß machen,
denn meine Kiefern schmerzen mir schon vom Studieren.

III

9.05 Uhr morgens: Gähnen um diese Zeit
ist durchaus kein Zeichen für mangelnden Arbeitswillen.
10.15: Die Wahrheit ist ein Vorgang
der Zeit braucht.
10.20: Schon spüre ich die Zentralheizung nicht mehr.
Ich werde warm.
Etwa 11 Uhr: Endlich:
Die große Übereinstimmung!
(Nur einen Moment lang werde ich meines Glückes bewußt)
Meine Lust zu erkennen ist ebenso unabsehbar
wie die Lineaturen der Dinge, die ich studiere.
11.10: Geistesrausch! Leistungsfieber!
Sympathie mit dem Endlosen!
Muß das enden?
Wie lange dauert der Vorgang Wahrheit?
Wann welken die Blätter am Baum der Erkenntnis?
Bei Zeitungen geht es schnell.

Fotos: Abisag Tüllmann

11.40: Schon wieder fast 12 Uhr.
12.00: Glocken von mehreren Seiten.
Ich räkle mich. Ohne Scham.
Die Mitarbeitenden lächeln.
Das Rückgrat sollte sich schämen.
12.08: Ich stehe nicht auf. Das Buch ist gut.
Was immer da will, daß ich aufstehe
ist im Unrecht.
Denn jede Unterbrechung erzeugt einen Anfang
mit seinem Anfangswiderstand.
12.09: Das spüre ich schon bei diesen Gedanken.
12.20: Der Nachbar steht auf und geht.
Er hätte aushalten sollen. Es geht ganz leicht
und umso leichter je öfter: Überwindung.
Aber ich sollte mich nicht von ihm ablenken lassen.
Ein schönes Wort: Überwindung.
12.23: Vielleicht wollte mein Nachbar gar nicht zur Mensa.
12.30: Nur noch 12 Minuten.
12.31: Es könnte viel mehr sein: es ginge.
12.42: Ich stehe auf
und schlage mein Buch zu
und stütze mich auf den Tisch,
denn mein Kopf fühlt sich umnebelt
(von welchem Nebel?)
mir ist schwindlig
(von welchem Schwindel?)
aber nur für einen Moment.

Ich gehe:
Langsam,
ein wenig vorgeneigt wie gegen Wind,
Pflichterfüllung im Absatz,
in den Taschen die Hände feucht
zu Fäusten geballt,
zur Mensa hinunter . . .

Wie lange hätte ich es noch aushalten können?
Wann wäre es mir nicht mehr möglich gewesen,
immer noch doch noch ein klein wenig zuzulegen?

Was treibt mich zu diesen Fragen?

Mich interessieren die Verlängerungen der Momente
in ihrer eigenen Richtung!

Denn was ist schon die halbe Stunde
von zwölfuhr bis zwölfuhrdreißig
im Lauf meiner persönlichen Bahn?
Eine Fragunwürdigkeit
wie meine zehn Semester,
die enden werden
in Butter und Kanonen
und einer Staatspension
wenn ich Glück habe . . .

Aber meine Dissertation
verlängert die Bücherreihe in einem Regal.

IV

Und so frage ich:

Ist keine Gegenwehr in den Büchern,
wenn sie gebunden werden?
Und welche Verbindung besteht dann zwischen den Bänden?

Welche Kraft steckt in dem Schlag,
mit dem ich mein Buch zuschlage?

Was ist das für ein Aufstand,
mit dem ich vom Stuhl aufstehe?

Was ist das für ein Zug,
aus dem ich immer wieder aus und ein steigen muß
in Mensa, Gedanken und Überwindung?
Und was sind das für Schienen,
von denen ich mich entgleisen fühle
am Abend ins leere Bett?

Was sind das für Flüsse,
zwischen zwölfuhr und zwölfuhrdreißig,
die meine Willenskraft überbrückt?
Mit welchem Recht überbrückt?

Mit Faustrecht!
Faustischem Recht!

Ich glaube
man spielt zur Zeit
der Tragödie dritten Teil.

V

Als die alten Ägypter die Pyramiden bauten
konnten sie schon am Neigungswinkel absehen,
wie hoch der Bau werde.

Dagegen ist in die
Idee der Wissenschaft
nicht eingerechnet
wieweit ihr der Mensch zugeneigt ist
oder abgeneigt;

turmsteil steigt ihr Gebäude empor.
(Die Frage: Ist der rechte Winkel der richtige?)

Die Decke der Bibliothek ist so schön verziert,
daß die Regale trotz ihres ständigen Wachstums
sie wahrscheinlich nicht durchstoßen werden.
Man wird ein Nebengebäude errichten.

Aberohweh! Neunzehnhundertundfünfzig,
Gotik ist nicht mehr modern.
Man wird ein Glashaus errichten
(als Monstration gegen Bomben
und als Herausforderung gegen den,
der sich so schuldig fühlt, daß er den ersten Stein wirft.)
Aber auch wenn man dort
ausschließlich naturwissenschaftliche Werke verstaut,
(solange es geht)
werde ich jeden Gang
zwischen dem gotischen Haus und dem Glashaus
als eine Entgleisung empfinden.

Es wäre besser
einen Turm zu bauen,
auf dem man
schichtweise
immer noch doch noch ein Stockwerk zulegen kann . . .

VI

Es gibt ein Gespenst
in unserer Mitte
umgeben von vielen dienstbaren Geistern,
die bauen ihm
(doch sie hüten sich, ihm nahe zu kommen,
daß ihr Kopf nicht umnebelt werde,
und sie hüten sich, ihm die Hand zu drücken,
damit ihre Hand nicht feucht wird)

die bauen
ein großes Gespinst,
das wächst und wächst,
stets auf der Suche nach einem Gehirn,
wächst das Gespinst
turmhoch in die Höhe empor . . .
(aufwärts)

Aber die Erde,
die Erde liegt unten darnieder
und sie blickt auf, hinauf
und staunt und staunt . . .

bis ihr schwindelt.

Oweh! Der Erde schwindelt!
Die Erde fängt an zu beben,
es fallen die Zinneszinnen des Turmes
hinunter, hinunter,
die Türmer rennen ans Fenster und schauen
und sehen die Flüsse springen,
die Brücken platzen,
die Züge entgleisen.
Die Gitter brechen
und kotzen die Inhalte aus,
die sie ausgehalten hatten
solang sie es ausgehalten haben.

Da schreien die Türmer
und schreien sich zu
von Stockwerk zu Stockwerk —

aber die Sprachen fangen schon an
sich zu verwirren.

GESPENSTISCHE BEGEGNUNG

mit Edgar Allan Poe

Reinhard Schulte zum Abschied.

Lag es an dem erstaunlichen Kompliment, welches Edgar Allan Poe den deutschen Philosophen machte, daß im vorigen Jahr — jedenfalls in Deutschland — sein 150. Geburtstag n i c h t gefeiert wurde? „Vor allem gewährten mir", schreibt der am 19. Januar 1809 geborene Bostoner in der „Flaschenpost" (1833) sarkastisch, „die Werke der deutschen Philosophen einen hohen Genuß; nicht etwa, weil ich ihre so beredt vorgebrachten Irrlehren bewunderte, im Gegenteil, weil ich, dank meinen geschulten analytischen Fähigkeiten, mit Leichtigkeit ihre Irrtümer entdeckte" (in: „Geheimnisvolle und phantastische Erzählungen", deutsch von Moeller van den Bruck, Berlin, o. J., S. 203). Diese zwei Jahre nach Hegels Tod geschriebenen Sätze beziehen sich auf die Epoche der deutschen Philosophie, die unter dem Namen des Deutschen Idealismus berühmte Namen wie

„Niemand machte eine Bewegung, bis plötzlich Prinz Prospero, rasend vor Wut und Scham über seine eigene, unerklärliche Feigheit — obwohl ihm niemand von den Höflingen zu folgen wagte, so sehr hatte sie der Schreck gelähmt —, durch die sechs Zimmer stürzte. Er schwang einen Dolch und war der vor ihm herschreitenden Gestalt schon auf drei oder vier Fuß nahe gekommen, als diese gerade das Ende des schwarzen Gemaches erreicht hatte, sich plötzlich umwandte und den Verfolger anblickte. Ein gellender Schrei erscholl, der Dolch fiel blitzend auf den schwarzen Teppich nieder, auf den einen Augenblick später Prinz Prospero tot hinsank" (1. c. S. 117; Zeichnung von Arthur Rackham).

Kant, Fichte, Schelling und Hegel versammelt. Freilich ist nicht sicher, welche von ihnen die Ehre hatten, von einem so bestimmten Urteil getroffen zu werden. Ohne uns viel darum zu kümmern und selbst auf die Gefahr hin, daß diese Betrachtungen, die Herrn Poe nur beim Wort nehmen wollen, als Faschingsscherz angesehen werden, wollen wir ihm auf seinen eigenen Spuren folgen und teils aus Bosheit, teils aus Verehrung prüfen, wieweit er nicht doch durch das Band des objektiven Geistes mit jenen Männern positiv verknüpft ist, deren Werke er mit so hohem, wenn auch nicht gerade bewunderndem Genuß gelesen hat.

Wie die Philosophen in ein geschlossenes System, so zieht sich Prinz Prospero — freilich zu einem anderen Zweck — in der Erzählung „Die Maske des roten Todes" (1842) „in die tiefe Abgeschiedenheit eines seiner befestigten Schlösser zurück" (1. c. S. 111), um sich vor der Pest zu bewahren, die über sein Volk hereingebrochen ist. Durch die dem äußeren Schrecken unvermittelt entgegengesetzte Freude des Geborgenseins, die den geschlossenen Hofstaat am Höhepunkt der Seuche einen Maskenball feiern läßt, „denn die Verzweiflung sollte weder jählings von außen herein, noch die irre Lustigkeit von innen hinaus gelangen können", — durch dieses in der Maskierung sich verdoppelnde Abwenden vom Schrecken provoziert der mit seinem Hofstaat bloß genießende Prinz Prospero das Unheil; er geht unter wie der Herr in der Hegelschen „Phänomenologie des Geistes", der sich im bloßen Genusse an die Welt verliert. Das Motiv, wie dem absoluten Schrecken ins Auge zu sehen sei, um zu einem mit seiner Negativität vermittelten Verhalten des Menschen zu kommen, ist so diesseits wie jenseits des Atlantiks thematisch. Keine Abschnürung vermag von seinem Schrecken zu befreien, sondern das einzige Mittel ist, ihm ins Auge zu sehen mit der schwachen Hoffnung, daß aus dem Überschuß von Kraft, die solches Tun kostet, die Rettung folgt. Davon sogleich. Die Schar der Masken aber tanzt verblendet weiter unter dem düsteren Stundenschlag der Ebenholzuhr: „Ihr Pendel schwang mit dumpfem, schwerem, eintönigem Schlagen hin und her. Und wenn der Minutenzeiger seinen Kreislauf über das Blatt beendet hatte, und das Uhrwerk die Stunde zu schlagen begann, drang aus der metallenen Brust der Uhr ein voller, tiefer, wunderbar musikalisch klingender Ton hervor, der von so besonderem Klange, von so seltsamer Feierlichkeit war, daß nach Verlauf jeder Stunde die Musiker sich wie von einer unerklärlichen Macht gezwungen fühlten, eine Pause zu machen und dem Tone zu lauschen; die Tanzenden mußten plötzlich innehalten, ein kurzes Mißbehagen breitete sich über die ganze Gesellschaft" (1. c. 112). Die Vorahnung des Schreckens aber, die noch den Leichtfertigsten trifft, wird überdeckt: „Doch sobald der letzte Schlag verklungen war, brach die Gesellschaft wieder in heiteres Lachen aus, die Musiker blickten einander an (und) lächelten wie über eine Torheit." (1. c.).

Gleichwohl besteht im Angesichts des Schreckens nicht nur die Möglichkeit, die Augen zu schließen und schließlich gelähmt vor Angst in den Abgrund zu stürzen, sondern auch die Aussicht, ihm durch den Überschuß von Kraft, deren das Subjekt fähig ist, zu entrinnen. Statt auf die „Foltern" (1843), worin auch nach namenlosen Qualen, aber sie bewältigenden Anstrengungen des Subjekts der Rettungsengel, d. h. die Französische Armee am Ende auf sechs Zeilen erscheint, um den Gefangenen der Inquisition zu entreißen, um den Gefangenen der Inquisition zu entreißen, — statt auf diese Erzählung soll auf die beiden Brüder eingegangen werden, die mit ihrem Schiff im „Strudel des Maelstroms" (1. c. S. 23 ff.) herumgewirbelt werden, an dessen Wänden sie nur durch seine rasende Geschwindigkeit gehalten werden; das Grauen, das von ihm ausgeht, entspricht dem der Katastrophe, von der das Schloß des Prinzen Prospero getroffen wird. Hier klammert sich nun der eine der beiden Brüder besinnungslos vor Angst an das rettende Schiff, d. h. an einen Ringbolzen der Bark, von dem er den anderen Bruder weggestoßen hat. Dessen Angst wird von einer unnatürlichen Neugierde verdrängt. „Sie schien nur zu wachsen, je näher ich meinem schrecklichen Untergang zutrieb. Ich fing an, die Gegenstände, die mit uns dahintrieben, mit ganz eigentümlichen Interesse zu betrachten. Ich muß wohl von Sinnen gewesen sein, denn es machte mir V e r g n ü g e n, über die verschiedene Geschwindigkeit ihres Hinabstürzens in den Schaum da unten Betrachtungen anzustellen" (S. 34), aus denen er das Gesetz ableitet, daß sphärische Körper schneller sinken als zylindrische und kleinere langsamer als größere. (Dazu nach E. A. P.: „De Incidentibus in Fluido", lib. 2 von Archimedes.) So wirft er sich vom Schiff auf eines der zahlreich herumwirbelnden Fässer und wird im Unterschied zu seinem Bruder gerettet.

Damit ist Poe von Resignation und Hoffnung als unvermittelten Gegensätzen gleich weit entfernt und zugleich in der Gesellschaft der besten deutschen philosophischen Tradition, nämlich in der des Deutschen Idealismus, während er neueren Strömungen in unserem Land, auf die das anfangs zitierte Urteil viel eher zutrifft, als Vater eines Bewußtseins gilt, das sich modern nennt und der Wirklichkeit auf eine neue Weise begegnet: ontonom-eschatologisch. Die Frage ist, ob mit der Unterscheidung in optimistische Böcke und pessimistische Schafe oder, wie man will, in blöd-vertrauensselige Schafe und scharf-gereizte Böcke etwas gewonnen ist. Nur soviel: die Negativität, die Poe und nach ihm etwa Baudelaire als sein erster großer Schüler in ihren Werken zur Sprache bringen, rechtfertigen es nicht, diese Männer zu Pessimisten, Formalisten und Nihilisten — tausend Schlagworte! — zu stempeln, wie dem Vieh die Brandzeichen des Besitzes aufs Fell gedrückt werden. Diesem barbarischen Arbeitsverfahren sind allerdings Poe's Erzählungen in gleicher Weise wie die Werke der zitierten deutschen Philosophen entrückt. Daß es für das Denken eine Welt geben muß, die nur unter den sausenden Pendeln des Fanatismus ihren Frieden finden kann, ist an keiner Stelle verzeichnet. Es konstatiert den Mangel, ohne sich dabei zu beruhigen. Daß selbst die Hoffnung zuschanden gehen und die Pest, wenn auch in anderer Form als in der des roten Todes unser Land überziehen kann, ist immer möglich, wie es jüngste Beispiele des Rassenhasses beweisen. Eine Garantie, daß der schwache Überschuß menschlicher Spontaneität das Unheil abwendet und das Glück erzwingt, gibt es nicht.

Horst Helmut Kaiser

KINEMATOGRAPHISCHES

Diebe habens schwer / Italien /Regie: Mario Monicelli
Das Bittere und das Süße / England / Regie: Robert Siodmak

Um beide Filme auf einen Nenner zu bringen: Diebe und Dirnen habens schwer. Paradoxerweise wird dabei der italienische Film, der mit zwei Preisen des Humors ausgezeichnet wurde, zum Trauerspiel, während die englische Moritat, mit dem bundesdeutschen Unterrock als Hauptdarsteller, zum Lachen reizt. Quod est demonstrandum.

Dafür, daß ein Festival für Humor existiert, kann der i t a l i e n i s c h e Film nichts, aber er wird dadurch auch nicht besser. Er ist eine Gaunerklamotte, die nach dem Motto „Auch die Kleinen wollen an die Krippe" eine Diebesbande der ärmeren Schichten mehr oder weniger in Bewegung bringt. Magnetisch werden die Herren von einem Geldschrank angezogen, dessen Existenz den dünnen Lebensfaden der Handlung herstellt. Vom Gefängnis spinnt er sich über die fünf Komplizen und ein Glasdach bis zum locus delicti, wo er reißt, d. h. die Halunken durchbrechen die falsche Wand und landen im Badezimmer, aus dem ihnen Stallknecht Capanelle das Glas Wasser reicht, welches er eben zur Belebung der müde an einem phantastisch primitiven Rammblock arbeitenden Männer herbeischaffen wollte. Unberührt bleibt der Geldschrank zurück, und die Diebe begnügen sich, ehe sie sich wieder in der Stadt verstreuen, mit süßen Spaghetti, nicht ohne daß nach deren Genuß, um den Abschluß doch noch ein wenig feuriger zu gestalten, der Gasherd explodiert. Mag sein, daß ohne die Vorschußlorbeeren das Ganze gezündet hätte. So aber bleibt der fatale Eindruck, daß die Helden des Films auf dem Festival ihre Tätigkeit mit gleichen Mißgeschick fortgesetzt haben.

Nadja Tiller als die männerfressende Ila des e n g l i s c h e n Films bringt dagegen den jungen, hoffnungsvollen Archäologen Mike Thompson (gespielt von Tony Britton), dem gerade der Fund von Resten der Arche Noah gelungen ist, in Verlegenheit. Wie fast jeder Mann, ist er dabei, geheiratet zu werden (und wird es am Ende auch). Bevor sich aber die Klammer schließt, bringt Ila ihre Unterwäsche genügend zur Geltung. Kenner der Frankfurter Nachtlokale versichern in diesem Zusammenhang, daß zumindest die Folge des Arrangements die Spitzenleistungen des hier Bekannten erreicht und durch die im Film gegebene häusliche Atmosphäre übertrifft: Home-Striptease im züchtigen Rahmen der freiwilligen Filmselbstkontrolle, d. h. mit pünktlichen Abblendungen. Trotz des scheinbar frivolen Inhalts wird aber an k e i n e m Punkt des Films die herrschende Moral durchbrochen. Ein zwielichtiger Freund Ilas entpuppt sich, wenigstens moralisch, als ehrlicher Freund: Reg Barker, der den beiden Liebenden nicht im Wege stehen will. Mike steigert sich, als er Ila bei dem älteren Herrn Reg entdeckt, in den schlimmsten Vorwurf hinein, den man einer Frau, sofern sie auf sich hält, machen kann, und schleudert ihr ein Wort entgegen, das zumindest die modernen Feuilletonisten kalt läßt. Der bigotte Zusammenhang, in dem es in dem Film bitter-süß genug gebraucht wird, reizt nur zum Lachen über die Lächerlichkeit, ohne daß damit zum Problem der Prostitution das letzte Wort gesprochen ist. Nicht ohne Grund geht an den verachtetsten Gestalten der menschlichen Gesellschaft der Charakter des Ganzen auf. Davon ist am Schluß des Filmes die Ehe mit der Verlobten und Nichte eines Zeitungskönigs betroffen, in deren Schoß sich das Männchen Mike reumütig zurückzieht, während der Unterrock flatternd in der ungewissen Nacht verschwindet. Großmütig verzeiht die treusorgende Gattin in spe und legt ihre Hand auf die seine, während wir, geschüttelt vor Lachen, den Ort der Tragikomödie verlassen. Q erat d.

Werwolf

Universitätsbuchhandlung

Blazek & Bergmann

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 (Am Goetheplatz)

Telefon: 23633 u. 25264

Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,

Technik, Medizin,

Naturwissenschaften

Foto WAGNER berät Sie in allen Foto- u. Kinofragen

FRANKFURT/M · BOCKENHEIMER WARTE · RUF 771657

Die Buchhandlung für den MEDIZINER

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

FRANKFURT A. M.-SÜD 10

Gartenstraße 134 · Telefon 6 19 93

Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

Briefe an die Redaktion

Thema Antisemitismus

Wenn die Studenten immer wieder sagen, es fehle ihnen an Informationen über das Dritte Reich, dann empfehlen Sie ihnen doch das Buch von Golo Mann „Die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts", erschienen im S. Fischer-Verlag, Frankfurt am Main.

Fritz Bartsch, Ffm.

Statt Strafe nach Auschwitz

Organisieren Sie Studienfahrten, evtl. nach Auschwitz, wo ich vor vier Jahren war. — Es ist wichtig. —

Im übrigen: die Schmieranten sollten ihre Schande öffentlich selber abwaschen — statt Strafe, auf eigene Kosten nach Auschwitz fahren und Bericht machen. Die Simplicitas der Prügelstrafe, wie sie der Bundeskanzler vorgeschlagen hat, ist doch wohl nur aus seiner impulsiven Art zu verstehen.

Prof. Wilhelm Hübotter
Gartenarchitekt,
Hannover

Hakenkreuz=Heilszeichen?

Durch Güte erhielt ich Einblick in Ihr Blatt „DISKUS". Ich las den Artikel von Hannelore Ullmann „Juden-Raus-Parolen bei der Nachkriegsgeneration". Nur eine ‚Betrachtung' habe ich darin vermißt: Antisemitismus ist nicht an HASS gebunden! Ablehnung ist nicht mit HASS gleichzusetzen! Wenn also das uralte nordische Symbol — Hakenkreuz — von Hitler böse mißbraucht, irgendwo angepinselt wird, m u ß das wohl auch nicht HASS bedeuten.

Nicht, daß ich das Tun dieser Leute entschuldige, ich war selbst 4 Jahre im KZ (1941 bis 1945) und bin schwer geschädigt. Ein Grund u. a. der Gestapo hieß: ‚Verkehr mit Juden.'

Als weitgereister Mann darf ich noch vermerken, daß das Hakenkreuz — beider Formen — bei den Eingeborenen Afrikas, der Südsee, auch bei den Indianern als ‚Glückszeichen' gilt und in Schmuckgegenständen gezeigt oder getragen wird.

So müßte auch einmal erkannt werden, daß Hakenkreuz nicht Hitler ist. Nordischen Völkern ist das Hakenkreuz als Heilszeichen bekannt und oft als Dekoration gebraucht. Man kann wohl nicht behaupten, daß es sich hier — bei ganzen Völkern — um Antisemiten handelt.

Es wäre noch festzustellen, WARUM Juden Angst vor diesem Symbol haben, was NICHT erst seit Hitler der Fall ist. In Ihrem so guten Artikel stellen Sie fest, daß 46 Prozent dafür sind, daß keine Juden in Deutschland sind. Nun, wahrscheinlich aus Unwissenheit.

Prof h. c. E. Issberner-Haldane
Psychologe und Schriftsteller,
Frankfurt am Main

Tea for Two

Liebes Fräulein Schmelzer!

Ihre Phantasiekommilitonin (vgl. „Sei schön und halt den Mund", DISKUS 1/10) überlegte manchmal „ob wohl einer von ihnen (den Kommilitonen) ihr Mann werden könnte". Eine ganz vernünftige Ansicht, finde ich. Warum aber stellt sie sich dann so kratzbürstig an, wenn sie mal zu einer Tasse Kaffee eingeladen wird? Übrigens: „Nimmersattkavalier" find' ich reizend. Würden Sie mir irgendwann einmal erklären, was das für einer ist? Bei einer Tasse Tee vielleicht?

Bis dahin — nichts für ungut.

Lutz F., stud. phil.

Thema Honnef

Auf Seite 4 Ihrer Januar-Ausgabe 1960 finden sich in dem Aufsatz „Verkaufte Freiheit?" von Hannelore Ullmann einige unrichtige Angaben, deren Korrektur uns erforderlich erscheint:

1. Die Bundesregierung stellt nicht jährlich gleichbleibend DM 35.000.000,— für Stipendien und DM 8.500.000,— für Darlehen bereit. Der Betrag steigt vielmehr von Jahr zu Jahr:

1957	25,2 Millionen DM
1958	35,4 Millionen DM
1959	41,4 Millionen DM
1960	47,1 Millionen DM

2. Der Satz: „Im allgemeinen wird ein Satz von 20 Prozent der Studierenden als förderungsbedürftig anerkannt", ist mißverständlich. Wer geeignet und bedürftig ist, wird gefördert. An einigen Phil.-Theol. Hochschulen erreicht dieser Anteil 60 Prozent. Im Bundesdurchschnitt hat sich im Sommersemester 1959 die Förderungsquote von rund 18 Prozent ergeben.
3. Es ist nicht wahr, daß für die Förderung im Rahmen der sog. Richtlinien des Bundesministers des Innern und der Kultusminister der Länder 15 Millionen DM fehlten. In diesem Wintersemester beispielsweise wird aller Voraussicht nach jedem Studierenden sein Förderungsbetrag ausbezahlt werden können.
4. Es liegt nicht in der Absicht der Förderung nach dem Honnefer Modell, generell ein neues Prüfungssystem zu schaffen. Wo es irgend möglich ist, wird versucht, die ohnehin bestehenden Zwischenprüfungen zugleich als Aufnahmeprüfung für die Hauptförderung zu verwenden, so z. B. bei den Technischen Hochschulen.

Mit diesen Bemerkungen soll in keiner Weise bestritten werden, daß der Aufsatz von Hannelore Ullmann im übrigen auf ernste Gefahren der Studienförderung hinweist und in konzentrierter Form wertvolles Informationsmaterial enthält.

Deutsches Studentenwerk, Bonn

DISKUS-Feuilleton:

Den in sin Ul . . . den annern sin Nachtigal

Kurt Tucholsky sagte einmal, nachdem er Joyce's Ulysses gelesen hatte: „Liebigs Fleischextrakt, es werden noch viele Suppen daraus gekocht werden." Wenn man den Beitrag Ihres Mitarbeiters Richard Wolf „Weintraub oder meine kleinen Verhältnisse" im letzten Heft des DISKUS liest, merkt man: hier wollte einer mit fremden Zutaten eine Suppe kochen. Aber es wurde eine verkorkste, schlechtschmeckende Soße daraus.

Auch Ihre Autoren Wolfgang Maier und Jürgen Morschel, die in früheren Heften Gedichte veröffentlichten, konnten mit ihren lyrischen Kaubewegungen nur unverständliche Geräusche erzeugen. Da wird dem Leser ein genialischer, rhythmisierter Wortsalat vorgesetzt. Aber die Bildfragmente werden nicht greifbar, sie verdichten sich nicht zu echten Metaphern, keine geistige Aussage erhellt die sprachliche Sülze.

Ein bescheidener Lichtblick (und eine Erklärung) ist vielleicht Kurt Sigels Gedicht „Fahrt ins Ungewisse". Da wird eindeutig Position bezogen und eine klare, wenn auch negative Aussage versucht. Die Menschheit treibt, von Wahnwitzigen gesteuert, blind ins Ungewisse, letztlich der Katastrophe entgegen.

Vielleicht finden einige Ihrer Leser den Mut, sich zu dem angeschnittenen Thema zu äußern.

Wolfgang Lange, Heidelberg

Seit einem Semester kenne ich den DISKUS und bin erstaunt über das Niveau Ihrer Veröffentlichungen insbesondere im Feuilleton. Daß Sie mit Regelmäßigkeit dem literarischen Versuch in Prosa und Lyrik viel Platz zur Verfügung stellen, scheint mir ein bemerkenswerter Vorzug Ihrer Zeitschrift zu sein. Es bleibt dabei ganz unerheblich, wenn sich gelegentlich Belangloses hineinmischt. Die in den letzten Heften erschienenen Beiträge von Hermann Piwitt, Richard Wolf und Wolfgang Maier liegen für meine Begriffe sogar weit über dem Durchschnitt dessen, was an Literatur im Rahmen der Studentenpresse angeboten wird.

Da auch unter der Studentenschaft die Illustrierte geistiger Orientierungspunkt zu werden droht, sind Publikationen wichtig, die nicht wie Öl fließen, sondern sich dem Leser widersetzen können. Es handelt sich bei allen diesen Arbeiten vermutlich auch um Versuche Ihrer Autoren, sich von Vorbildern zu lösen; mir sind — um dem Verdacht des Literaturbanausischen rechtzeitig zu begegnen — Beziehungen zu den Strömungen gegenwärtiger Literatur nicht verborgen geblieben, zu Beckett und Ionesco etwa (es mag gar nicht viele andere Möglichkeiten des Schreibens mehr geben); ich habe aber auch sprachliche Originalität bemerkt, eine gelegentlich durchaus eigene Behandlung des Stoffes und viel Sorgfalt. Diese Erzählungen sind nicht einfach hingeschmiert, ich habe den Eindruck von viel Arbeitsaufwand. Inwieweit es ihnen schließlich glücken wird, sich ganz frei zu machen, wird sicher auch zum Teil von Publikationsmöglichkeiten Ihres Schlags abhängen, von denen es bedauerlicherweise nur wenige gibt.

Um vorzubeugen: ich will Sie mir nicht geneigt machen; ich schreibe weder Lyrik noch Prosa.

Georg Fehrmann, stud phil.,
Hamburg

Soldaten im Hörsaal

Fahnenjunker, Fähnriche und Leutnante der Reserve studieren

Seit einiger Zeit trifft man an Universitäten und Hochschulen Kommilitonen mit Reservedienstgraden der Bundeswehr. Sie sind nach Ableistung ihrer Wehrpflicht oder eines Wehrdienstes als Offizier auf Zeit Fahnenjunker, Fähnrich oder Leutnant der Reserve geworden. Es gibt verschiedene Laufbahnen in der Bundeswehr, die vor oder nach Aufnahme eines akademischen Studiums eingeschlagen werden können:

OFFIZIERANWÄRTER DER RESERVE kann jeder Wehrpflichtige während seiner Dienstzeit werden, der über entsprechende Voraussetzungen, wie z. B. das Abitur, verfügt und sich als geeignet erweist. Er wird von seinem Kommandeur zum Reserveoffizieranwärter (ROA) vorgeschlagen. Eine freiwillige und auch vorzeitige Ableistung des zwölfmonatigen Grundwehrdienstes ist möglich. Nach erfolgreicher Ableistung des Grundwehrdienstes, der eine Unterführerausbildung einschließt, wird man zum Fahnenjunker bzw. Seekadett (= Unteroffizier) befördert. Scheidet der Fahnenjunker d. R. aus dem Wehrdienst aus, so wird er nach einer Wehrübung von drei Monaten und Ablegung der Offizierprüfung zum Fähnrich (= Feldwebel) der Reserve und nach einer weiteren Wehrübung von zwei Monaten zum Leutnant der Reserve befördert. Verpflichtet sich der ROA zum verlängerten Grundwehrdienst von achtzehn Monaten, so kann er nach dessen Beendigung zum Leutnant d. R. befördert werden. Er kann also seine Berufsausbildung ohne Unterbrechung abschließen. In der Marine müssen sich Reserveoffizieranwärter in jedem Fall für den verlängerten Grundwehrdienst von achtzehn Monaten verpflichten. Sie scheiden dann als Fähnrich zur See d. R. aus und werden nach erfolgter Teilnahme an der ersten Wehrübung zum Leutnant zur See d. R. befördert.

Ab 1. 10. 1964 müssen Offizierbewerber für wissenschaftliche Verwendungen bei ihrer Einstellung bereits Offizier der Reserve sein. Studenten der Medizin können, wenn sie Reserveoffizier sind, nach der Approbation als Sanitätsoffizier übernommen werden. Sie werden als Stabsarzt eingestellt, der im Range dem Hauptmann, in der Besoldung dem Major gleichgestellt ist. Bis zum 1. 10. 1964 brauchen solche Offizierbewerber keine Reserveoffiziere zu sein.

OFFIZIERE AUF ZEIT leisten nur für eine begrenzte Zeit Wehrdienst. Die Mindestzeit beträgt grundsätzlich drei Jahre einschließlich der Ausbildungszeit bis zum Offizier, die Höchstdienstzeit zwölf Jahre. Nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst gehört der Offizier auf Zeit zur Reserve der Bundeswehr.

Dem ausscheidenden Offizier auf Zeit werden nach dem Soldatenversorgungsgesetz zur Erleichterung seiner Rückkehr in den Zivilberuf, zum Studium oder in eine andere Ausbildung Übergangsgebührnisse und eine Übergangsbeihilfe von zum Teil beträchtlicher Höhe bezahlt. Sie betragen bei einem ledigen Leutnant, der nach dreijähriger Dienstzeit ausscheidet, ca. 5300,– DM, nach vier Jahren ca. 7200,– DM. Bei einem ledigen Sanitätsoffizier betragen sie nach dreijähriger Dienstzeit ca. 10 000,– DM, bei einem verheirateten mit zwei Kindern nach zwölf Jahren ca. 55 000,– DM.

BERUFSOFFIZIERE dienen auf Lebenszeit und beziehen nach Erreichen der Altersgrenze ein Ruhegehalt. Ein Übergang vom Dienstverhältnis des Offiziers auf Zeit zu dem eines Berufsoffiziers ist für Abiturienten möglich.

Nähere Auskunft über die Laufbahnen und Dienstverhältnisse der Offiziere in der Bundeswehr erteilt die Offizierbewerber-Prüfzentrale der Bundeswehr, Köln, Hohe Straße 113.

Liebespaar, Litho, 1959, 40×50

KARL JÜTTNER

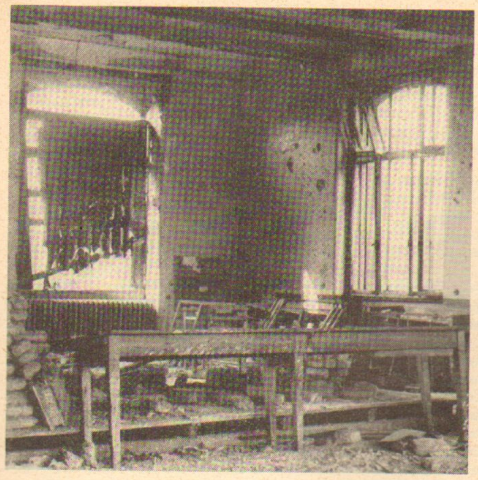
Faun, Litho, 1959, 32×27

Träume Orpheus

3 Mädchen, Litho, 1959, 26×44

Der Thüringer Karl Jüttner, über den entscheidenden Impuls seiner Malerei befragt, nennt Paris, nennt das Musée National D'Art Moderne. Er sieht es im Krieg, zwanzigjährig. Picasso, Braque, Chagalls poetische Abstraktion verstärken den Widerwillen gegen das Zuckerwerk der Akademien, gegen lancierte Volkskunst. Nach dem Krieg ist er Taxichauffeur, er zeichnet im wartenden Automobil. Später mildert die angewandte Kunst, Keramik und Batik, die Unsicherheit des Freischaffenden. Subtil, verhalten, fern jeder plakativen Gebärde, von melancholischer Heiterkeit sind seine Lithographien; das hellenische Motiv dominiert und verrät noch hier die Nähe zur französischen Moderne um Picasso, doch schon mit dem Argument dessen, der auf der Suche ist. Ausstellungen in Berlin, Dessau, Dresden, Leipzig bringen ihm die erste Resonanz. Noch fühlt er sich am Anfang. Was man von ihm zu erwarten hat, es wird, ohne Bluff, ohne die brave Naturalistik der „Hotelbildmaler", der aufrichtige Versuch sein.

Orpheus, Farblitho, 1959, 27×35



Ein zerstörter Hörsaal

gabe, auf der einen Seite zwar vielleicht zehntausend Studenten aufnehmen zu müssen, auf der anderen aber so zu bauen, daß dennoch ein Gefühl des unpersönlichen Massenbetriebs nicht aufkommt. Seminargebäude dürfen nicht „Denkmaschinen" werden. Mit den begrenzten Mitteln groß, zweckmäßig, persönlich und womöglich noch für die Zukunft zu bauen, das ist das Problem, vor dem man steht. Bei aller Zweckmäßigkeit muß eine Universität heute auch Heimat für viele der an ihr Studierenden sein, die hier einen Ersatz für ihr Zuhause finden müssen. Da darf ein Studentenhaus nicht zum Wartesaal und eine Mensa nicht zur Massenverpflegungsstätte mit „Stehimbißhallencharakter" werden. Die vielen Diskussionen in der Studentenschaft über in der Vergangenheit neuangelegte Bauten zeigen, wie stark der Wunsch ist, in den den Studierenden täglich umgebenden Räumen bisweilen auch irgendwo eine persönliche Note zu entdecken.

Dem Planen für die Zukunft kommt heute ebenfalls eine ganz besondere Bedeutung zu. Es ist nicht abzusehen, wie weit die Studentenzahl noch steigen wird, auf jeden Fall muß man sich selbst bei gerade neu in Betrieb genommenen Bauten heute schon fragen, wann sie für die Zahl der Studenten nicht mehr ausreichen. Der Notwendigkeit großzügiger Planung stehen häufig erhebliche finanzielle Schwierigkeiten gegenüber. Die aus den verschiedensten Mitteln des Bundes, des Landes Hessen und der Stadt Frankfurt meist nach hartem Ringen gewährte Kostensumme stellt immer eine äußerste Grenze dar, die unter keinerlei Bedingungen überschritten werden darf. Nicht immer fließt Geld hier so wie für andere Projekte. Eine dauernde Verzögerung des Baubeginns aus diesen Gründen ist häufig nicht zu umgehen. Diese Verschiebungen haben dann Schwierigkeiten mit den einzelnen Baufirmen zur Folge, die wiederum die Fertigstellung eines Bauvorhabens hinausziehen.

Neuer Hörsaal mit 750 Plätzen

Der Redaktion des DISKUS zum Gruß!

Die Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität entbietet der Redaktion der Frankfurter Studentenzeitung, DISKUS, ihrem Veröffentlichungsorgan, zum 10jährigen Jubiläum herzlichste Glückwünsche.

Wenn unsere Vereinigung auch an Jahren schon etwas älter ist — sie konnte im vergangenen Jahr auf ein 40jähriges Bestehen zurückblicken —, so hat doch das Jahr 1950 eine gemeinsame Bedeutung, einerseits als Geburtsjahr des DISKUS, andererseits als Jahr des Wiedererstehens unserer Vereinigung. Insoweit sind wir beide, DISKUS und Vereinigung, schon durch ein Erwachen zum Leben bzw. zu einem neuen Leben verbunden.

Aber darüber hinaus haben wir uns während des vergangenen Jahrzehnts auch in gemeinsamer Arbeit zusammengefunden, haben uns gegenseitig vieles gegeben. Der DISKUS hat uns zur Veröffentlichung unserer Mitteilungen an unsere 900 Mitglieder seine Spalten geöffnet. Wir selbst haben durch Interessenahme am Geschehen im studentischen Leben in bescheidenem Maße den Universitätsgedanken gefördert und hierzu im Rahmen unserer Möglichkeiten finanzielle Beihilfe gewährt.

Eine Vereinigung von Freunden und Förderern bedarf nicht nur der Hilfe ihrer Mitglieder und Freunde, sondern auch der Unterstützung durch Presse und Öffentlichkeit. Wir möchten an diesem Jubiläumstage bekunden, daß der DISKUS immer in aufgeschlossener Weise unseren Bestrebungen und Aufgaben im Interesse der Universität, ihrer Institute und ihrer Studierenden entgegengekommen ist. Zahlreiche Besprechungen und Diskussionen haben in den vergangenen Jahren stattgefunden und haben zu einer erfolgreichen Weiterentwicklung beider Partner beigetragen.

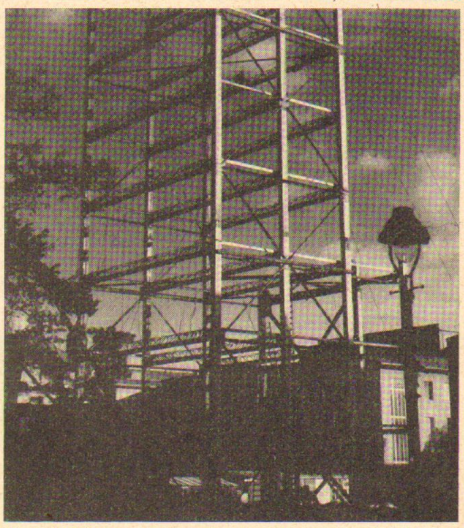
In diesem Sinne hoffen wir, daß die freundschaftliche und gedeihliche Zusammenarbeit auch in Zukunft erhalten bleiben möge.

Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.

Die Geschäftsführung
gez. Dr. Fritz Scheller

Neue Institute in der Planung

Die Nachfrage nach neuem Arbeitsraum an der Frankfurter Universität ist trotz der bereits geleisteten Arbeit noch sehr groß. Für die Zukunft besonders dringend gefordert wird eine Gebäude für die Administration, ein zusätzliches



Hörsaalgebäude mit kleineren Hörsälen und eine Fülle von neuen Instituten besonders für Naturwissenschaftler. (Institut für Organische und Anorganische Chemie, Institut für Radiochemie sowie ein Institut für Vegetative Physiologie und Therapeutische Biochemie.) In der Dantestraße sind außerdem drei weitere Institute geplant (Politische Wissenschaft, Kreditwesen, Verkehrswissenschaften). Man kann dabei manches vielleicht schon für die nähere Zukunft erwarten, während andere Projekte sicher noch Jahre warten müssen. Trotzdem muß man feststellen, daß die Arbeit, die vom Universitätsbauamt — und hier besonders von seinem Leiter — in der Vergangenheit geleistet wurde, die Verhältnisse an der Universität in Frankfurt wesentlich verbessert hat. Ohne die Arbeit dieser Leute wäre ein Universitätsbetrieb nicht durchführbar. Nicht alle Wünsche können Wirklichkeit werden. Eine Würdigung der Arbeit, die immerhin doch einige Wünsche in Erfüllung gehen ließ, wollten die Bilder dieser Seite und der Bericht sein.

In den zurückliegenden zehn Jahren hat der DISKUS immer wieder über neue Bauvorhaben berichten können. Beim Durchblättern unseres Archivs fanden wir vielfach den Niederschlag heftigster Diskussionen über Projekte, die heute fertiggestellt und uns schon alltäglich sind. Die Erinnerung an die Tatsache, daß das, was die Neuzugänge der nächsten Semester vorfinden werden, nicht immer war, und vor allem nicht so wäre, wenn sich nicht andere dafür eingesetzt hätten, scheint uns wichtig; denn mit den „Hallen", in denen der DISKUS begann und heute noch lebt, verbindet ihn mehr als nur Tradition.

Die Bilder der beiden Seiten entstammen dem Archiv des Universitätsbauamtes, Frankfurt am Main.

Das Haus der Bücher

Peter Naacher

FRANKFURT AM MAIN

Buchhandlung für Universitätswissenschaften

Bockenheimer Landstraße 133 (bei der Universität)

Zentrale:
Steinweg 3 (An der Hauptwache)
Telefon 26641, 687644

empfiehlt sich mit seinem fachkundigen Personal
für die Erfüllung Ihrer Bücherwünsche

PHILIPP HOLZMANN

AKTIENGESELLSCHAFT / FRANKFURT (MAIN)

TIEFBAU · INDUSTRIEBAU · BRÜCKENBAU · TUNNELBAU

HOCHBAU · STRASSENBAU · EISENBAHNBAU

SPANNBETONBAU · WASSERBAU

Das Auswärtige Amt ist wählerisch

Wie die Kandidaten für den diplomatischen Dienst ausgesiebt werden

Vor wenigen Wochen, am 1. April, haben wieder 25 junge Akademiker — 22 Herren und 3 Damen — die Ausbildungsstätte des Auswärtigen Amtes in der Koblenzer Straße in Bonn bezogen, nachdem sie alle Hürden, die den Weg bis zur Stufenleiter der Diplomatie versperren, erfolgreich übersprungen hatten. Die 25 Glücklichen dürfen sich jetzt „Attaché" nennen. Drei Jahre lang sollen sie nun mit allen Fragen vertraut gemacht werden, mit denen ein Beamter des Auswärtigen Dienstes während seiner Laufbahn nach aller menschlichen Voraussicht in Berührung kommen kann.

Da sich jedoch bei allem Weitblick nicht voraussehen läßt, welche Probleme und Aufgaben einen Diplomaten während seiner Laufbahn beschäftigen werden, legt man im Auswärtigen Amt vor allem darauf Wert, daß die jungen Attachés ihrer ganzen Persönlichkeit und ihrem Format nach die Gewähr dafür bieten, daß sie auch mit unvorhergesehenen und schwierigen Situationen fertig werden können.

Der jüngste der 25 neuen Attachés ist 22 Jahre alt — und eine Dame. Sie ist Diplom-Volkswirtin und stammt aus dem Ruhrgebiet. Keiner der künftigen Diplomaten ist älter als 32 Jahre; denn 32 ist die Altersgrenze für den Nachwuchs des Auswärtigen Dienstes. Alle aber haben an einer Universität die erste Staatsprüfung oder eine wissenschaftliche Abschlußprüfung bestanden. Denn auch das ist eine der Hürden, die vor dem ersten Schritt in die Welt der Diplomaten zu nehmen sind. Die 25 Erfolgreichen haben ferner bewiesen, daß sie über eine widerstandsfähige Gesundheit verfügen und tropentauglich sind, daß sie eine umfassende Allgemeinbildung mit der Kenntnis der wesentlichen politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Fragen der Gegenwart verbinden und daß sie sich in der englischen und französischen Sprache schriftlich und mündlich gut ausdrücken können.

Besonders auf diese Sprachkenntnisse wird großer Wert gelegt. In einem Merkblatt, das alle Interessenten für den diplomatischen Dienst in die Hand bekommen, heißt es zwar, daß auch zusätzliche Sprachkenntnisse erwünscht sind, es wird aber gleichzeitig hervorgehoben, daß solche Kenntnisse in dritten Sprachen Mängel in den beiden Hauptsprachen Französisch und Englisch nicht ausgleichen können. Bei der Bewerbung müssen u. a. selbstgeschriebene Lebensläufe in englischer, französischer und jeder weiteren beherrschten Sprache vorgelegt werden.

Kein Juristenmonopol

Von den künftigen Diplomaten wird außerdem verlangt, daß sie die Grundzüge des Bürgerlichen Rechts, des Verfahrensrechts (Zivilprozeß), der Freiwilligen Gerichtsbarkeit und des Verwaltungsgerichtsverfahrens, des Strafrechts und des internationalen Privatrechts kennen, daß sie ferner Kenntnisse im Völkerrecht im Staats- und Verwaltungsrecht, in der Volkswirtschaft und in der neueren Geschichte von 1800 an besitzen.

Obwohl das Auswärtige Amt stolz darauf ist, in seinem Bereich das „Monopol der Juristen" gebrochen zu haben, wird doch immer wieder betont, daß Studenten der Jurisprudenz besonders gute Voraussetzungen für den Auswärtigen Dienst mitbringen.

Schon allein diese Aufzählung der verlangten Fähigkeiten macht deutlich, daß der Kreis, der für einen Eintritt in den diplomatischen Dienst in Frage kommt, recht beschränkt ist. Tatsächlich haben im vorletzten Jahr auch nur knapp über 100 ernsthaft in Frage kommende Interessenten vollständige Bewerbungen beim AA eingereicht. Der Nachwuchsbedarf des diplomatischen Dienstes beläuft sich beim gegenwärtigen Umfang seines Netzes auf ca. 25 Anwärter im ganzen Jahr. Das ist eine lächerlich kleine Zahl im Vergleich zur Zahl derjenigen, die jährlich an deutschen Hochschulen ihr Studium abschließen. Von den rund 100 ernsthaften Bewerbern des Jahres 1958 mußten also 75 „ausgesiebt" und abgewiesen werden.

„Universal-Attachés" oder Spezialisten?

Im auswärtigen Amt hält man es nach wie vor für erforderlich, nur e i n e Art Attaché auszubilden, den „Universal-Attaché, der alle im Auswärtigen Dienst vorkommenden Aufgaben übernehmen und sowohl auf wirtschaftlichem, als auch auf politischem, kulturellem, sozialem oder publizistischen Feld eingesetzt werden kann. Einige Kritiker des AA stehen auf dem Standpunkt, daß man mit der Zeit auch in Deutschland nicht darum herumkommen wird, die Ausbildung des Diplomaten-Nachwuchses in verschiedene Zweige aufzuspalten und Spezial-Attachés auszubilden. Dabei wird auf die Aktivität der Ostblockstaaten verwiesen, die überall Riesenbotschaften und -gesandtschaften unterhalten und für alle in Frage kommenden Gebiete Spezialisten ausbilden. In Deutschland besteht das Haupthindernis für eine Spezialisierung des Diplomaten-Nachwuchses in dem immer noch zu kleinen Etat des Auswärtigen Dienstes, der es nur in geringen Grenzen erlaubt, den Personalbestand der deutschen Auslandsvertretungen zu erweitern. In einer kleinen Auslandsvertretung ist es jedoch unerläßlich, daß jeder Diplomat jede Aufgabe übernehmen kann. Es wird deshalb in Deutschland einstweilen beim „Universal-Diplomaten" bleiben.

Auch Philosophen haben Chancen

Eine Statistik des Auswärtigen Amtes gibt Aufschluß darüber, aus welchen Studienrichtungen die jungen Diplomaten-Anwärter in den letzten Jahren kamen. Von den 286 Attachés, die seit 1950 die Aufnahmeprüfung für den Auswärtigen Dienst bestanden haben und ausgebildet wurden, hatten 150 zuvor Rechtswissenschaften studiert, 69 kamen von den philosophischen Fakultäten, 25 hatten Wirtschaftswissenschaften studiert, und der Rest verteilte sich auf verschiedene andere Studienrichtungen.

Rigorose Prüfungen

Die Ausbildungsstätte des AA, die sogenannte „Diplomatenschule", die früher in Speyer untergebracht war, hat ihren Sitz schon seit Jahren in Bonn. Dort müssen Interessenten eine vollständige Bewerbung einreichen, die dann im AA einer kritischen ersten Prüfung unterzogen wird. Kurze Zeit später findet ein sogenannter Auswahlwettbewerb statt, der mehrere Tage dauert. Während dieser Tage versucht sich der Auswahlausschuß einen persönlichen Eindruck von jedem einzelnen Bewerber zu verschaffen. Das geschieht in Einzelgesprächen des gesamten Auswahlausschusses mit jedem einzelnen Bewerber, bei denen die Gesamtpersönlichkeit sowie die Kenntnisse im Recht, in der Volkswirtschaft, in der Geschichte und auf dem Gebiete der Allgemeinbildung abgetastet werden. Diese Auswahlprozedur wird ergänzt durch schriftliche Klausurarbeiten in den Sprachen Englisch und Französisch, durch eine Arbeit in deutscher Sprache, durch die mündliche Sprachprüfung und durch ein 5-Minuten-Referat über ein selbst gewähltes Thema.

Von den rund 70 Bewerbern, die 1958 zum Auswahlwettbewerb aufgefordert worden waren, blieben zum Schluß 26 übrig.

Protektion kein Ersatz für Leistung

Die Ausbildung der frischgebackenen Attachés, die während ihrer dreijährigen Ausbildungszeit vom AA einen Unterhaltszuschuß beziehen, der je nach Alter und Personenstand zwischen 285 und rund 700 Mark liegt, erfolgt während des sechsmonatigen Einführungslehrgangs in der internatsähnlichen Ausbildungsstätte des AA in Bonn, in der die Attachés also auch wohnen. Daran schließt sich eine je einjährige Ausbildungszeit im In- und Ausland an. Am Schluß steht ein vier Monate dauernder Abschlußlehrgang in Bonn, eine Art Repetitorium alles bisher Gelernten, der von der Prüfung für den höheren Auswärtigen Dienst (2. Staatsprüfung) gekrönt wird.

Das AA selbst betont, daß ausschließlich die Fähigkeiten eines Bewerbers über seine Übernahme in den diplomatischen Dienst entscheiden, daß dagegen Herkunft und Konfession sowie seine eventuelle Parteizugehörigkeit keine Rolle spielen. Es wird sogar hervorgehoben, daß die Konfession der einzelnen Bewerber häufig gar nicht gekannt wird. Eine Möglichkeit, die Übernahme eines bestimmten Bewerbers durch die Protektion von starker und einflußreicher Hand zu erzwingen, gibt es nach Auskunft des AA nicht. Der Auswahlausschuß dürfe sich nur nach den Prüfungsergebnissen und der jeweiligen Punktzahl richten. Auch ein Minister oder Staatssekretär könne einem Bewerber nicht mehr helfen, wenn die Prüfungsergebnisse gegen ihn sprächen.

Über 70 Prozent aus Kaufmanns- und Beamtenfamilien

Was die soziale Herkunft der seit 1950 ausgebildeten Attachés angeht, so weist das AA darauf hin, daß sie entscheidend mit der sozialen Zusammensetzung der deutschen Studentenschaft zusammenhänge und diese Zusammensetzung ungefähr wiederspiegele. Von den 286 ausgebildeten Attachés kamen 74 aus Kaufmannskreisen. 72 waren Söhne oder Töchter von Beamten des höheren Dienstes, 46 von anderen Beamten, 33 von Angehörigen freier Berufe, 14 von Offizieren, 11 von Professoren, 9 von Handwerkern, 8 von Ärzten und Apothekern, 7 von Landwirten, 4 von Arbeitern und 3 von Geistlichen.

Wie überall bestätigt auch hier die große Ausnahme die Regel: Einer der fähigsten „jungen Männer" des AA, der vortragende Legationsrat von Hase, der gegenwärtig die Presseabteilung des Ministeriums leitet und allenthalben nur gelobt wird, war seinerzeit schon nach Durchsicht seiner Bewerbungsunterlagen abgewiesen worden. Er war jedoch zäh und bestand darauf, als Schreibkraft oder Bürohilfe beim AA angestellt zu werden. Das gelang ihm auch, und nach einiger Zeit machte ihm das Ministerium von sich aus das Angebot, die Diplomatenschule zu besuchen. Er absolvierte sie mit Glanz.

Bg.

FRANKFURTER HYPOTHEKENBANK

Frankfurt am Main · Taunusanlage 9

Pfandbriefe
Kommunalschuld-
verschreibungen
Hypotheken
Kommunaldarlehen

Verbriefte · Pfandbrief und Kommunalobligation · Sicherheit

Am 31. Dezember 1959:
Grundkapital und ausgewiesene Rücklagen 45 Millionen · Bilanzsumme über 1,3 Milliarden · Umlauf an Pfandbriefen und Kommunalschuldverschreibungen einschl. der aufgenommenen Globaldarlehen über 1,1 Milliarden

Drahtanschrift Hypothekenbank Frankfurtmain · Fernsprechnummer 33941 · Fernschreiber 4/11608

Für Studierende aller Hochschulen

empfiehlt sich der Bezug der überregionalen Wochenzeitung

Rheinischer Merkur

Das Blatt dient der Ausbildung des politischen und wirtschaftlichen Denkens, der Kulturkritik und dem literarisch-künstlerischen Schaffen in Tradition und Gegenwart

Vorzugspreis monatlich DM 1,20 frei Haus

Probenummern und Bestellungen durch unsere Beauftragten an den Universitäten und Hochschulen oder direkt durch den

Verlag RHEINISCHER MERKUR Koblenz

Der Traum jedes WiSo-Studenten

TOP-MANAGEMENT

Die Mentalität der modernen Wirtschaftsstrategen

„Wenn ihr jetzt in die Praxis geht, gilt es, sich so schnell einzuarbeiten, daß Euer Chef nicht merkt, daß Ihr eigentlich gar nichts könnt!" So etwa verabschiedete der durch seine „Organische Bilanz" bekannte und durch Bonmots berühmte Frankfurter Prof. Fritz Schmidt ehemals seine Schüler von der Hochschule. Damit drückte er genau das aus, was heute so oft von vielen diplomierten Anfängern vergessen wird: Die Ausbildung ist mit der Hochschule zwar zu Ende — die Weiterbildung beginnt jedoch mit dem ersten Tag der Praxis.

Viele Wege führen nach oben

Wie anders sieht z. B. die Kostentheorie aus (ob vom Professor oder Repetitor eingebläut), wenn man als junger Diplom-Kaufmann auf dem Betriebsabrechnungsbogen Gemeinkosten weiterwälzen muß. Wie fern liegt der Cournot'sche Punkt und das Gleichgewichtsproblem bei bilateralem Monopol, wenn es heißt, aus der Bilanz des Konkurrenten die stillen Reserven und den manipulierten Gewinn herauszuschnüffeln. Wer wird da nicht zum Mengenanpasser, um sich nach einer „komparativ-statischen Betrachtung" wieder einigermaßen ins Gleichgewicht seiner betrieblichen Datenkonstellation hineinzumogeln.

Der Junior-Chef macht weiterhin seinen Weg von der Wiege über den Kindergarten zum Kontorschemel und hin bis zum Komplementär der Firma. Der moderne Manager hat es dagegen schwerer. Er, als Verwalter und Vermehrer von Vermögen anderer, beginnt im Heer der namenlosen Angestellten. Irgendwo unten in der Hierarchie. Vielleicht hat er ein Diplom. Oder sogar einen Doktorhut aus Graz. Oft besitzt er jedoch nur die langjährige Erfahrung seines oder mehrerer anderer Betriebe. Zunächst beginnt er in irgendeiner Abteilung, um als Spezialist abgerichtet zu werden. Er lernt in der Steuerabteilung, warum die Forschungskosten auch bilanzmäßig „interessant" sind. In der Internen Revision erfährt er, warum sich der Verlust einer unrentablen Tochter in der Konzernbilanz so „segensreich" auf die Dividendenausschüttung auswirken kann. Im Verkauf hört er davon, wie neue Produkte mit neuen Werbeslogans in neuen Märkten zu placieren sind.

Viele Wege führen nach oben. Nicht alle aber sind erfolgreich. Manche enden im dritten Stockwerk beim „ppa". Zwar mit Pensionskasse und Firmenjubiläum, aber ohne die entscheidenden Vollmachten, die Geschicke des Unternehmens zu bestimmen.

Woher nimmt nun der Manager — der Mann in der Exekutive der modernen Industriewirtschaft — seine Fähigkeiten und sein Wissen zum Führen eines Betriebes? Und welche Eigenschaften sind es, die ihn auszeichnen und die ihn erfolgreich werden lassen?

Kennzeichen: Optimismus, Dynamik, Pioniergeist

„Bei der Ausbildung von Menschen gibt es keinen Sättigungsgrad!" Dieses Wort von Mr. Watson, Präsident eines der erfolgreichsten amerikanischen Unternehmen, zeigt deutlich den Weg auf. Man ist also kein Manager, aber man kann einer werden. Das Lernen, das ständige Aufnehmen von Erfahrungen und das richtige Verarbeiten helfen hierbei voran. Viel wichtiger aber ist eine besondere Art von Mentalität, die modernen Industriebossen eigen ist. Diese Geisteshaltung nämlich ist der Schlüssel zum wirtschaftlichen Erfolg. Zunächst gehört viel Optimismus und Zukunftsglaube dazu. Dieser Menschentyp wird von der Überzeugung geleitet, daß Veränderungen nicht der Fluch, sondern der Reiz des Lebens sind. Dynamik trägt diese Personen. Es ist ein Wettkampf, ja ein Wettlauf zum Erfolg, der auch das Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung bestimmt. Das Pionierhafte, das in jedem aufsteigenden Unternehmen steckt, dem sprossenden Wachstum vergleichbar, bringt jene Zuwachsrate, die weitgehend von der Initiative und dem Schwung seines unternehmungslustigen Chefs abhängt.

Ziel: Gewinnmaximierung

Dieser Geist, diese bestimmte Mentalität findet sich auf allen Stufen der betrieblichen Hierarchie. Es ist der Drang zur optimalen Kombination der wirtschaftlichen Größen. Es ist jene „chrematistische Weltanschauung" Max Webers, jene „Hingabe an den Beruf des Geldverdienens", die die eigentliche Triebkraft der Entwicklung des kapitalistischen Geistes gewesen ist. Er hat zur Befreiung von der traditionalistischen mittelalterlichen Wirtschaft geführt, deren Behaglichkeit von der Unrast unserer modernen Wirtschaft abgelöst wurde.

Die Mentalität also ist Voraussetzung. Was aber noch? Der Manager beginnt — wie gesagt — als Spezialist auf einem technischen oder betriebswirtschaftlichen Sektor. Dann aber muß er mehr können als nur einen Apparat ablaufen lassen, ob dieser nun Waren oder Zahlen auswirft. Er muß diesen Mechanismus — oder besser gesagt — Organismus erst konzipieren. Es sind viele Faktoren, die in einem Unternehmen zusammenwirken müssen: Technik, Maschinen, Kapital, Organisation, Märkte. Vor allem aber Menschen. Ihre Leistungshöhe bestimmt letzten Endes erst, ob das Ziel, die Gewinnmaximierung, erreicht wurde. Hier liegt also das „Manipulationsobjekt" des Managers: der Mensch.

Der Manager muß Psychologe sein

Leistung wird heute nicht mehr durch höheren Kapitaleinsatz erreicht. Wie gut der Apparat ist und wie rationell er ausgenützt wird, hängt von den Menschen ab. Hier liegt also die Aufgabe: Menschen zusammenzuführen, ihnen ein Ziel setzen. Ein großes Ziel, ein gemeinsames und ein lockendes für jeden einzelnen. Und es darf nicht nur ein materielles sein. Geltung bedeutet oft mehr als Geld!

Zur Verwirklichung dieser Ziele gehört zunächst einmal eine große Kontaktfähigkeit. Es muß dem Vorgesetzten liegen, ständig seine Mitarbeiter anzusprechen, sie anzuspornen, ihnen Aufträge zu geben, Entscheidungen zu fällen, immer wieder zur Mitarbeit aufzurufen. Kurzum: der Manager muß praktischer Psychologe sein. Er muß die Kunst der Menschenbehandlung studieren und schließlich beherrschen. Hier gibt es für ihn in der industriellen Massengesellschaft viel zu lernen. Praktisch sind es vier Stufen, auf denen er sich mit seinen Mitarbeitern beschäftigen muß: Suchen, Einstellen, Halten und Fördern.

Schon die erste Phase, das Aufspüren des richtigen Mannes für den jeweiligen Arbeitsplatz, stellt ihn in der gegenwärtigen Situation der Vollbeschäftigung vor ernste Probleme. Die Bewerberzahl ist oftmals gering. Die Auswahl darum schwierig. Berechnungen haben ergeben, daß der Arbeitsplatzwechsel eines qualifizierten Facharbeiter, wie Dreher, Schlosser oder Kupferschmied, das Unternehmen ca. DM 800,— bis 2500,— kostet. Was wird erst ein Diplomkaufmann oder Ingenieur, von dessen Entwicklungsgang und Ausbildungsgrad in einigen Jahren das Wachstum des eigenen Unternehmens abhängen kann, für einen Verlust bringen, wenn er erst gar nicht gefunden wird oder gar durch mangelnde Weitsicht, schlechte Entwicklungschancen oder sonstige Fehldispositionen der Geschäftsleitung abwandert.

Der gesunde Aufbau einer gut funktionierenden betrieblichen Hierarchie ist demnach eine der wichtigsten Aufgaben der Unternehmensführung. Dabei unterliegt man einem Trugschluß, wenn man glaubt, diese Aufgabe allein einem Personalchef überlassen zu können. Dieser erfüllt oft nur die administrative Funktion des Anwerbens und Entlassens, während die personalpolitische Aufgabe unternehmerische Qualitäten in höchstem Maße verlangt.

Ausbildung im Hexentempo / Anpassungsfähigkeit entscheidet

Die hektische Expansion mancher Firmen braucht neue Ausbildungsverfahren, die diesem Tempo entsprechen. Früher konnte man getrost abwarten, wer sich aus einer Reihe von Aspiranten schließlich für eine leitende Position qualifizierte. Das langsame Sieben der Nachwuchskräfte, das Suchen und Warten auf einen Kronprinz, ist heute oftmals der Ausbildung von sogenannten „Fassadenkletterern" gewichen. Gerade für die Verkaufsabteilungen werden derartige „Akrobaten" gesucht und herangebildet. Sie werden in kurzer Zeit durch die wichtigsten Abteilungen des Betriebes geschleust, damit sie die Organisation, die Art und Herstellungsverfahren der Produkte, die Vorgesetzten in den Schlüsselstellungen und das Klima des Unternehmens möglichst schnell kennen und erfassen lernen. Zwischendurch werden sie schärfstens beobachtet, überwacht und getestet, ob sie allen späteren Anforderungen gewachsen sind. Sprachkenntnisse für den internationalen Einsatz werden zwischendurch vermittelt. Nach Methoden, die an das Einpauken unregelmäßiger lateinischer Verben vor der Versetzung erinnern. Viele Prüfungen, die zwischendurch — bewußt oder ohne Wissen — absolviert werden müssen, sind reine Belastungsproben. Die gestellten Aufgaben können gar nicht vollständig gelöst werden. Man will beim Prüfling lediglich feststellen, wie er in schwierigen Situationen reagiert. Später nämlich, wenn er die Produkte seiner Firma an den Markt bringen soll, wenn er Entschlüsse mit langfristigen Folgen fassen muß, entscheidet meistens die Fähigkeit der schnellen Anpassung an die jeweilige Gegebenheit und die Reife und Sicherheit der Persönlichkeit. Man geht mehr und mehr zur Ganzheitsausbildung der Spitzenleute des Managements über. Der Experte ist zwar notwendig. Aber er hat nur beratenden und subsidiären Charakter. Die Expertenstufe ist also nur Durchgangsstation für den späteren verantwortlichen Posten in der Exekutive. Es ist erfreulich, daß hier der Spezialisierung eine Grenze gesetzt wird. Fachleute sind notwendig — sie sollen aber die Entscheidungen lediglich vorbereiten; treffen soll sie ein neutraler Dritter, der frei ist von der Blindheit des Einzelstandpunktes.

Zeit gewinnen — Verantwortung abgeben

Damit wird eine weitere Aufgabenstellung des Managers sichtbar: die Überwachung. Den Routineablauf regelt möglichst weitgehend die bestehende Organisation, das vorgedachte Zusammenwirken von Menschen und Apparaturen. Dabei sollen sich die einzelnen Abläufe möglichst selbst kontrollieren. Nur in ganz besonderen Ausnahmefällen muß der Manager eingreifen. Nur in Alarmsituationen. Ansonsten wird er nur global über das Ergebnis und die Abweichungen vom geplanten Soll unterrichtet. Management by exception! Moderne Techniken und Methoden, wie Steuer- und Regeleinrichtungen, Plankostensysteme, elektronische Rechenanlagen, ein schnelles, auf Aktualität abgestelltes Berichtswesen und viele Hilfsmittel der Direktinformation erleichtern die Überwachung und verringern die Verantwortung für den Tagesablauf. Gleichzeitig aber schaffen diese veränderten Medien eine neue Atmosphäre. Die Anonymität und die Eiseskälte des Unpersönlichen schleichen sich mehr und mehr zwischen Top-Management und die breite Masse der Beschäftigten. Die Distanz vergrößert sich und mit ihr verringert sich die Möglichkeit der Einflußnahme von oben. Das zentrale System dient nur zur Planung und Überwachung. Die Ausführung und die Verantwortung für das Detail dagegen werden nur von den einzelnen Zellen des Organismus veranlaßt und getragen. Damit erwächst dem Führungsstab eine der wichtigsten Aufgaben der modernen Industriewelt überhaupt: Die Delegation von Verantwortung.

Jeder Arbeitsablauf besteht aus zwei Elementen: der eigentlichen Ausführung und der Verantwortung seiner Ergebnisse. Wird nur die Ausführung auf untere Vorgesetzte verlagert, wird der Prozeß umständlicher, teurer, zeitraubend und unrationell sein. Es muß immer wieder auf Entscheidungen von oben gewartet werden, bevor die nächste Stufe des Ablaufes eingeleitet werden kann. Dieses verwaltungsorientierte statische Klima hemmt jede natürliche Entwicklung. Das Wachstum eines Unternehmens steht und fällt mit der Lösung der Frage: wieweit kann die Verantwortung für die einzelnen Arbeitsbereiche nach unten delegiert werden. In den meisten Fällen bestimmt das Maß an Verantwortung auch die Leistungsintensität des Vorgesetzten und damit den Produktivitätszuwachs seiner Einheit und schließlich auch den Gewinn des gesamten Unternehmens.

Verantwortung abgeben, Zeit gewinnen für planende, schöpferische Tätigkeiten, sich mit der Zukunft und dem Wachstum des Unternehmens beschäftigen. Das sind die Hauptaufgaben des Managers. Nur wer lernt und immer wieder praktiziert, sich von Routine zu entlasten und neue Kombinationen zu suchen, wird mit dem Eiltempo der wirtschaftlichen Entwicklung Schritt halten können. Egon Johannes

(Egon Johannes ist das Pseudonym eines ehemaligen Mitarbeiters des DISKUS, der heute einen verantwortlichen Posten bei einer bedeutenden Wirtschaftsorganisation hat.)

PLAYER'S-Cigaretten
in 137 Ländern der Welt

Mangel an Kernphysikern

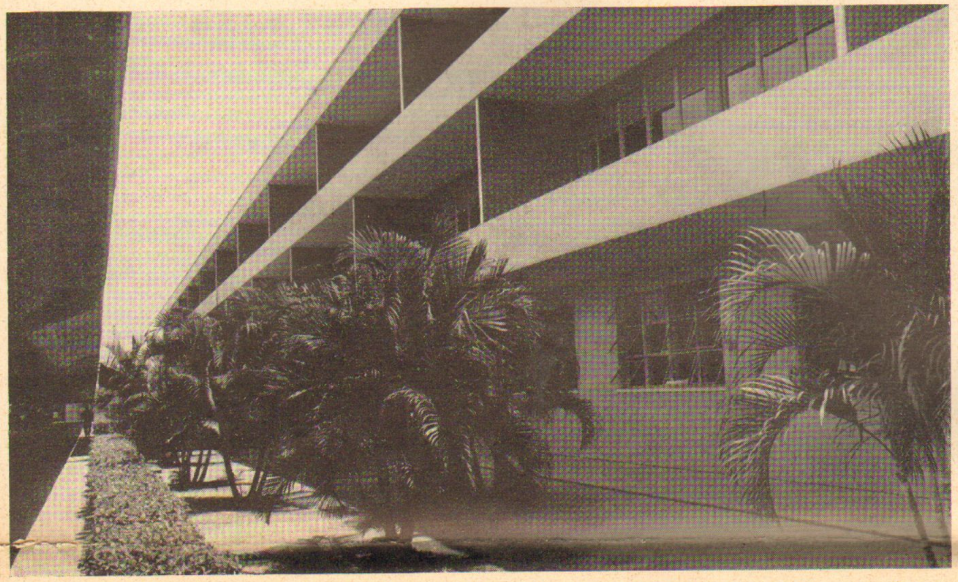
Warschau. — Um dem empfindlichen Mangel an Kernphysikern abzuhelfen, wurden an der Universität und der Technischen Hochschule Warschau mit Beginn des Wintersemesters einjährige Spezialkurse zur Ausbildung von Atomwissenschaftlern eingerichtet. Für diese Kurse werden nur Studenten angenommen, die ein vollständiges Studium der Physik oder der Chemie absolviert haben.

Universidad Central

Bilder einer südamerikanischen Universität

Die UNIVERSIDAD CENTRAL DE VENEZUELA ist mit 14 000 Studenten die bedeutendste Universität Venezuelas und zählt, zusammen mit der Ciudad Universitaria de Mexico zu den großartigsten Anlagen dieser Art in der freien Welt. Den nachfolgenden Bericht schickte uns unser Mitarbeiter, der seit Beginn dieses Jahres sein Studium in Caracas fortsetzt und in einem Studentenheim der dortigen Universität lebt.

Wer als deutscher Student sein Studium in Venezuela fortsetzen will, muß sich nicht nur an das Klima und die völlig anderen Lebensgewohnheiten gewöhnen. Auch die Organisation der Universität, der Aufbau des Studiums und das Studentenleben unterscheiden sich grundlegend von den Verhältnissen, die man an deutschen Universitäten vorfindet. Ein erster Eindruck von der Großzügigkeit, mit der die Universität in Caracas errichtet wurde, führt zu der Annahme, daß hier schlechthin ideale Studienbedingungen gegeben sind. Doch lernt man bald, daß noch längst nicht alle Voraussetzungen gegeben sind, den verantwortungsbereiten Akademiker heranzubilden, den das Land so dringend benötigt. Tatsächlich besteht in mancher Hinsicht ein ganz erhebliches Mißverhältnis zwischen der großartigen Anlage der Universität und den Anforderungen, die an die Studenten gestellt werden. Die Ursachen hierfür liegen tiefer.



Das Gebäude der „Faculdad de Ingenieria", Caracas. Links ein überdachter Fußgängerweg — Foto: Gr.

Erdöl baute Universität

Die meisten Probleme Venezuelas lassen sich unmittelbar aus der wirtschaftlichen Situation des Landes erklären. So kann man auch die Verhältnisse an der Universidad Central mit ihren fabelhaften Universitätsgebäuden und dem teilweise doch recht mangelhaften akademischen Niveau verstehen, wenn man bedenkt, daß Venezuela, noch vor einer Generation ein armes Agrarland, heute zu den größten Erdölproduzenten der Welt zählt, und daß die Einnahmen, die der Staat allein aus den Gewinnabgaben der großen amerikanischen Ölgesellschaften hat, sich auf täglich 2 400 000 Dollar belaufen; dazu kommen noch andere Abgaben dieser Gesellschaften in Form verschiedener Steuern. Insgesamt repräsentieren die mit dem Erdöl verbundenen Einnahmen des Staates 80 Prozent des Staatshaushaltes und geben dem kleinen Land mit seinen 6,3 Millionen Einwohnern ein Volkseinkommen, das dem Indiens mit seiner etwa hundertfachen Bevölkerungszahl entspricht. Diese ungeheuren Einnahmen haben den Staat in die Lage versetzt, einige Bauvorhaben zu verwirklichen, die zu der ursprünglichen Produktivkraft des Landes kaum noch in einem Verhältnis stehen, so z. B. das phantastische Universitätsviertel der Stadt Caracas.

Mit seinen über 100 Gebäuden bedeckt das Universitätsviertel von Caracas eine Fläche von 202 Hektar. Im Jahre 1950, zwei Jahre nach dem Regierungsantritt des letzten Diktators Perez Jimenez, wurde dieses riesige Projekt beendet, an dem einige der besten Architekten Südamerikas mitgearbeitet haben. Jimenez selbst soll, wie heute in Caracas jedermann auf der Straße erzählt, an der Universität und den zahlreichen anderen Großprojekten, die während der Zeit seiner Diktatur erstellt wurden, ein Riesenvermögen verdient haben, das er heute in Florida im Exil verlebt.

Treppenhaus der Architektur-Fakultät — Foto: Gr.

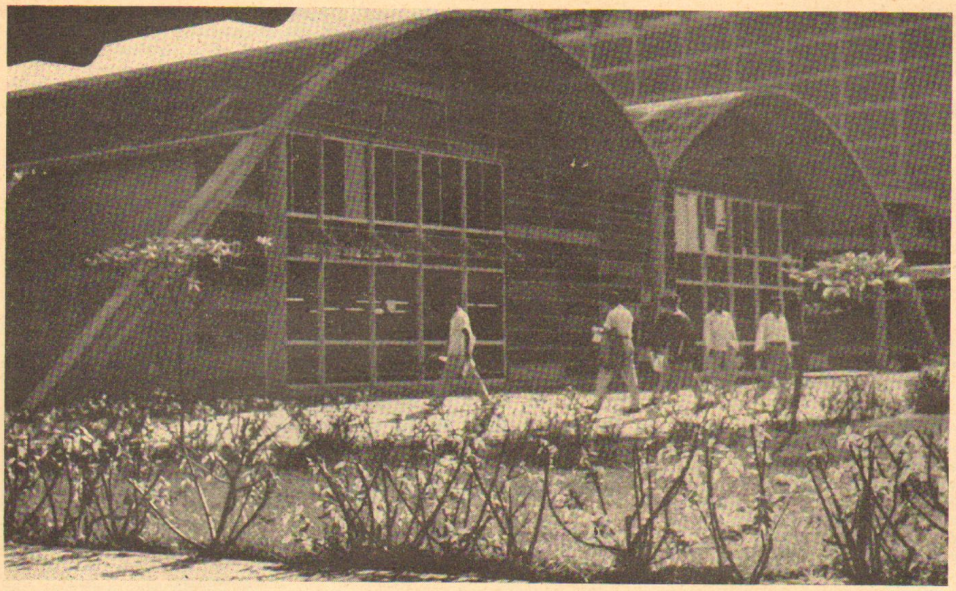
Diese Ciudad Universitaria erstaunt immer wieder jeden Ausländer. Alle Fakultäten haben ihre eigenen Gebäude, einige sind in großen edificios untergebracht, die für deutsche Verhältnisse bereits den Charakter von Wolkenkratzern haben mit ihren 10 Stockwerken, andere wieder haben ihre Hörsäle in langen, flachen Gebäuden, zwischen denen sich gepflegte Anlagen befinden, die während der Vorlesungen bei geöffneten Türen den Eindruck suggerieren, in einem tropischen Park zu sitzen. Am Rande des Viertels liegen riesige Sportanlagen, das Estadio Olimpico mit 35 000 Plätzen, ein Baseballstadion für 38 000 Personen, mehrere Tennisplätze, ein Stadion für Volleyball und das Schwimmbad mit zwei großen Becken, die mit blauem Mo-

DEUTSCHE BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
DÜSSELDORF · FRANKFURT (MAIN) · HAMBURG

Mehr als 350 Geschäftsstellen im Bundesgebiet
Kapital und Reserven 500 Millionen DM

Wir sind vertreten in Berlin durch
BERLINER DISCONTO BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Berlin W 35, Potsdamer Straße 140
im Saarland durch
SAARLÄNDISCHE KREDITBANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Saarbrücken, Kaiserstraße 29-31
in Kiel durch
BANKHAUS WILH. AHLMANN
Kiel, Rathausplatz 1

Vertretungen im Ausland:
ARGENTINIEN: Buenos Aires
BRASILIEN: São Paulo und Rio de Janeiro
CHILE: Santiago MEXICO: Mexico I
NAH-UND MITTELOST: Kairo (VAR)
TÜRKEI: Istanbul-Beyoglu
VENEZUELA: Caracas



Die Zentral-Bücherei einer der großzügigsten Universitäten der Welt Foto: Gr.

saik ausgelegt sind, und an das sich die Hallen für Geräteturnen, Bodensport und Tischtennis anschließen.

Die einzelnen Gebäude sind durch „vias techadas" miteinander verbunden: das sind breite Fußgängerwege mit Betonüberdachung, die eine zu starke Sonneneinwirkung verhindern sollen. Die Temperatur steigt mittags jetzt schon auf 50° Celsius an, obgleich die heißeste Zeit noch bevorsteht. Von den Hörsälen und Instituten werden die Sonnenstrahlen durch raffinierte Betonkonstruktionen abgehalten.

Caracas / Venezuela

Exklusiv für den DISKUS von Hans-Wilhelm Grebe

Mehrere Restaurants sind zwischen den Gebäuden eingerichtet, eines sogar in der 13. Etage der Zentralbibliothek; von dort hat man einen großartigen Blick über die gesamte

Universitätsklinik in Caracas Foto: Gr.

Ciudad Universitaria und die Berge rundum, die direkt hinter dem Stadtrand bis zu 2000 Meter ansteigen.

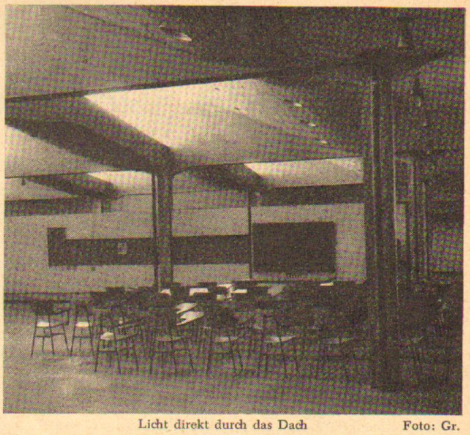
Das größte Prunkstück der gesamten Anlage aber ist die Aula Magna; mit 3000 verstellbaren Sitzplätzen, einer riesigen Bühne, die allein eine Tiefe von 20 Meter hat, und mit einer Simultan-Dolmetscheranlage für 5 Sprachen. In dem gleichen Gebäude ist außerdem noch Platz für einen großen Konzertsaal und zahlreiche weitere Kongreßsäle, die ebenfalls mit allen technischen Raffinessen ausgerüstet sind.

Schulmäßiges Studium

Das Studium muß, je nach Fakultät, in vier oder fünf Jahren beendet sein, und jeder Student hat seine Prüfungen zu machen, bevor er in das nächste Jahr eintreten kann. Für jedes Jahr ist ein bestimmter Stundenplan vorgeschrieben; wer am Jahresende die Prüfungen nicht besteht, muß alles noch einmal wiederholen. Die Professoren sind verpflichtet, die Anwesenheit ihrer Schüler zu kontrollieren, fehlt jemand ohne Entschuldigung bei mehr als 15 Prozent der Stunden, so verliert er das Jahr. Bei dieser schulmäßig aufgezogenen Form des Studiums bleibt wenig Raum für selbständiges Arbeiten, Seminare mit Referaten und Diskussionen gibt es nicht.

Trotz dieser scheinbar recht strengen Behandlung sind Disziplin der Studenten und Ausbildungsniveau oft recht mangelhaft. Dafür sind im wesentlichen zwei Ursachen verantwortlich, einmal das niedrige Eintrittsalter der Studenten und die kurze Vorbereitungszeit auf das Studium — der venezolanische Student beginnt das Studium in der Regel im Alter von 17 Jahren, nachdem er 6 Jahre eine Volksschule und 5 Jahre eine Oberschule besucht hat —, zum anderen das Erdöl. In einer bekannten venezolanischen Monatsschrift wird Klage darüber geführt, daß viele Studenten zu verwöhnt seien, um wirklich studieren zu wollen, daß das Ideal des „Studiums mit geringstmöglichem Aufwand" weit verbreitet ist und, dann ist die Frage gestellt, ob dieser Zustand nicht „Folge des Sinnentrugs der großen Städte und ihres prunkhaften Reichtums" sei.

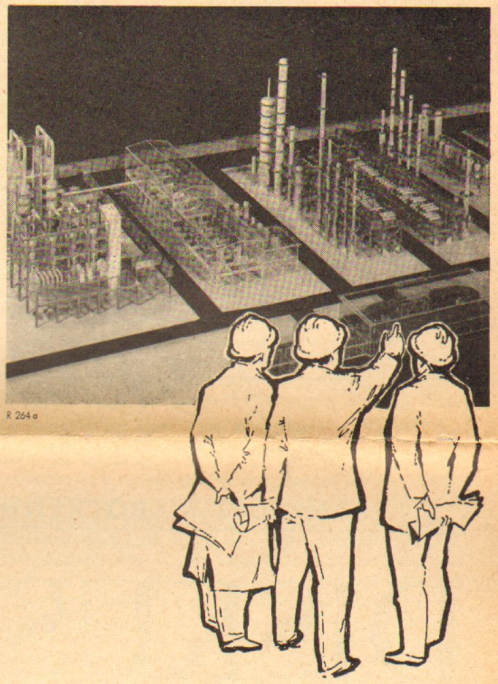
Wörtlich übersetzt heißt es in dieser Schrift weiter: „Venezuela war von jeher ein armes Land, in dem das Leben hart ist. Noch anno 1917 umfaßte der gesamte Staatshaushalt 53 Millionen Bolivares (1 Bolivar heute gleich 1,25 DM), aber 1957 war er bereits auf das Hundertfache dieses Betrages gestiegen. Dieser neue Reichtum hat die Kulisse, das Gesicht der großen Städte geschaffen." Und weiter: „Bildet unsere Erziehung die Techniker aus, die erfahren und tüchtig genug sind, um unsere Grundstoffindustrie zu modernisieren und umzuformen? — Schafft sie



Licht direkt durch das Dach Foto: Gr.

eine neue Generation von Einwohnern, die in der Lage ist, mit Energie und Fähigkeit das Venezuela von morgen wirtschaftlich, geistig und moralisch zu führen?" Der Verfasser gibt sich selbst die Antwort, „ich glaube, nein!", und er stellt weiter fest: „Es hat den Anschein, als ob die Erziehung des Landes nach der genialen Konzeption verfährt, daß die

(Fortsetzung auf Seite 19)



R 264 e

INGENIEUR-AUFGABEN IN HOECHST

Werke der Großchemie beschäftigen zahlreiche Mitarbeiter für die Lösung von Ingenieur-Aufgaben. Absolventen von technischen Hoch- und Mittelschulen entwickeln gemeinsam Verfahren und Konstruktionen für halbtechnische Versuchsanlagen, aus denen später Großanlagen entstehen. Dabei wirken *Verfahrensingenieure, Konstrukteure, Meß- und Regelspezialisten* mit, während *Betriebsingenieure* für den störungsfreien Ablauf der Produktion sorgen. Zur Sicherung der Strom-, Wasser-, Gas- und Dampf-Versorgung sind Elektro-, Energie- und Wärme-Ingenieure tätig; *Werkstattspezialisten* und bevorzugt *Refa-Leute* sorgen für die rationelle Durchführung der Reparaturen.

Alle diese Möglichkeiten bieten sich dem tüchtigen Ingenieurschul-Absolventen auch in HOECHST. Das Unternehmen Farbwerke Hoechst AG. ist aus einer kleinen Fabrik für Teerfarbstoffe hervorgegangen. Heute sind in HOECHST und den angeschlossenen Werken und Tochtergesellschaften mehr als 45 300 Menschen tätig, darunter 600 Fachschulingenieure.

Weitere Auskünfte erteilt

FARBWERKE HOECHST AG vormals Meister Lucius & Brüning FRANKFURT (M)-HOECHST

Horst Helmut Kaiser

Rückblende 1960-56

Hiermit geben wir einem bemoosten Haupt unserer Zeitung die Gelegenheit, einen alten Artikel von sich auszugraben und zu prüfen, was an dem Aufschrei „Studenten und Giraffen?“ (Februar-DISKUS 1956) womöglich heute noch stimmt.

Das unstillbare Bedürfnis nach einem Jubiläum bringt für die Redaktion und — noch schlimmer! — für die armen Leser das Unglück mit sich, daß ein Blick zurückgeworfen wird in das Nicht-mehr-bewußte, von dem es in den meisten Fällen wohl besser heißen müßte: das Zum-Glück-nicht-mehr-bewußte. Die Aufregungen der Vergangenheit sind abgestanden und schmecken schal. Möglicherweise also auch bei jenem Artikel, der die Frankfurter Universität so seltsam mit dem Zoo, genauer: mit den Giraffen verknüpfte. Schuld daran war der aufreizende Spruch der Frankfurter Neuen Presse, als sie im Zusammenhang mit einer anderen Kontroverse das schwach entwickelte „Kulturbewußtsein“ der Stadt geißelte: „Viel ist repariert oder neu erbaut: das Schauspielhaus, der Bahnhof, die Universität und das Haus für die Giraffen“ (21. 1. 56).

In unserem Artikel legten wir zunächst einmal Wert auf e i n e n Unterschied: daß nämlich die Giraffen einen kleinen Kopf und einen langen Hals haben. Wie es um den Kopf bestellt wäre, davon später. Keinesfalls aber hätten wir einen so langen Hals, um an jeden Brotkorb heranzureichen. So etwa schoß der DISKUS zurück, als der Universität auf den Leib gerückt und ihr der Rang eines wie immer auch gearteten geistigen Zentrums abgesprochen wurde. Nach der Zwischenfrage, ob denn die Presse diese Aufgabe erfüllte, wurde dann die soziale Frage behandelt. E i n e r ihrer Mängel ist inzwischen entfallen, nämlich die akute Not, daß die Studenten hinter jedem Groschen herjagen müssen, statt „an den geistigen Rang der Universität zu denken“. Das Honnefer Modell ist angelaufen, und durch die Maschen der Förderungsmaschinerie fallen nun diejenigen, deren soziale Lage knapp ü b e r den Bedingungen gewünschter Bedürftigkeit liegt. Sie sind heute die Stammkundschaft des Schnelldienstes, der damals folgendermaßen verteidigt wurde:

„Wenn uns schon das Jobben vorgeworfen wird, sollte man auch nach den astronomischen Preisen unserer Lehrbücher fragen. (Dieses Argument gilt noch heute und trotz Honnef.) Stattdessen werden bis zum läppischen Überdruß zwei Paradepferde angeführt: ein ‚Starmannequin‘ in Herrenkleidern, von Nebenberuf Student, und der verwegene, akademisch vorgebildete Transkontinentalchauffeur von Frankfurt bis Singapur. Für die Studentinnen muß ein Filmsternchen herhalten, nebenamtlich werdende Kinderärztin ... Über diesem Nebel verschwinden die wirklichen Sorgen im Dunst. Und die Kommilitonen laufen weiter hinter jedem Groschen her, um sich über die Runden zu bringen. Denn es fehlt ihnen der lange Hals der Giraffen, um aus jedem Brotkorb fressen zu können.“

Dazu ist zu bemerken, daß die Senkung des Brotkorbes für die glücklichen Honnefer auch nur relativ ist. Abgesehen davon, daß nur ein Teil von ihnen den Höchstsatz bekommt, folgt der Betrag von 200 DM n i c h t der Bewegung der Lohn-Preis-Spirale. Über der sozialen Lage vergaß der Beitrag nicht, auch den Studenten eins auszuwischen. Das Großreinemachen — nichts anderes war es — gipfelte in der heute etwas süß-sauer gelesenen Feststellung:

„So wird Kredit für akademische Ausbildung künftig nur noch auf ihre monetärprofitable Verwendbarkeit hin gewährt. Demgegenüber mag es nun lästig erscheinen, wenn wir feststellen, daß nur aus einer strengen geistigen Zucht, die auch zu Entbehrungen bereit ist, Leistungen von Dauer entspringen.“

Nach diesem gutgemeinten Konglomerat von Volkswirtschaft und Ethik stürzte sich der Beitrag auf die Geisteswissenschaften, deren „gnoseologische, petrographische und kontrapunktische Inzucht“ er bitter beklagte. Heute würde

der Mut zu solcher Mischung, in wessen Dienst sie auch steht, sicher entfallen. Immerhin fand sich diese absurde Zusammenballung von Fremdworten in einem Atemzug mit einem Gedanken, der auch den diesjährigen Studententag beschäftigte: Wie die Universität nach außen hin wirken solle und könne.

„Was sie, (die Geisteswissenschaften), an Geld zu wenig besitzen, haben sie an Elfenbeinturm zuviel. Sie frönen Fußnotengeschwülsten und verlernen darüber, geradeaus zu denken. Sie verkriechen sich in ihre speziellen Hundehütten und bellen gelehrt daraus hervor ... Davon können wir keine Strahlungskraft erwarten, wie sie die Universitäten einstmals besessen haben müssen.

Jeder Windhauch von draußen wird uns bald schwindsüchtig vom akademischen Tablett fegen, wenn wir nicht aufhören, nach allen Seiten Kotau zu machen.“

Und heute? Die letzten Aufschreie haben ihre Korrektur gefunden, weil es doch schon mehr als Anmerkungen auf der Universität zu entdecken gibt, wenn man nur sucht. Dies ist aber auch das einzige Mittel, um der abtötenden Frage, was es denn schon neues unter der Sonne gäbe, zu entgehen.

Immerhin ist die Zeit, deren Ausdehnung der DISKUS jetzt feiert, für eine Studentenzeitung beachtlich. Wenn zum Schluß ein Wunsch ausgesprochen werden darf, dann ist es der, daß sich unter den Studenten oder wenigstens unter einem Teil von ihnen eine gewisse Leichtigkeit und Freude erhalten soll, die nicht stur auf einen Studienabschluß hindrängt. Dieses Drängen ist auch für die Arbeit an den unmittelbaren Studien schädlich; denn hier klingt das Wort „Schluß“ so, als ob mit ihm die Vernunft selbst zu Grabe getragen werden soll, statt daß die Ergebnisse der Arbeit über die Universität hinauszielen, wie es im letzten Zitat verlangt wurde. Und wenn dann ein Überschuß jener leichten Stimmung in der Arbeit am DISKUS einmündet, so hätten die Studenten den Gewinn, nach eigenem Belieben sich im Entwerfen von Texten üben zu können, und der DISKUS den Vorteil, weitere zehn Jahre zu bestehen.

foto WAGNER berät Sie in allen Foto-u. Kinofragen

FRANKFURT/M · BOCKENHEIMER WARTE · RUF 771657

Röver "junior" reinigt rasch u. preiswert

Die vorteilhafte Reinigungsausführung für die Alltags-Kleidung

1 Kleid gereinigt Lieferzeit: 1 Tag 2.- DM 2.50

1 Sakko gereinigt DM 2,10

1 Hose gereinigt DM 1,80

1 Mantel gereinigt DM 4,70

(Regenmäntel einschl. imprägnieren)

Nächste Annahmestelle bei der Universität

Adalbertstraße 7 / Ecke Kiesstraße

1/2 Minute von der Bockenheimer Warte

Weitere Annahmen in allen Stadtteilen

DISKUS

Fliegen Sie nach USA und ZURÜCK

DM 840,–

Auskunft:
American Student Information Service, e. V.
Jahnstraße 56 a · Frankfurt am Main

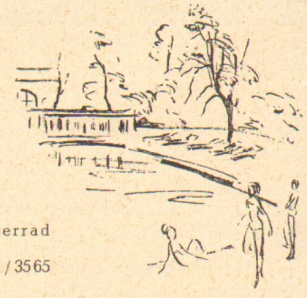
C. SCHAPER
KUNST- UND BAUSCHLOSSEREI
KONSTRUKTIONEN IN EISEN
BRONZE UND LEICHTMETALL
FRANKFURT A. M.
JORDANSTRASSE 33 · FERNRUF 774485

Frankfurter Studentenfahrschule POHL

Ermäßigung für Studenten

Frankfurt am Main
Rotdornweg 14
Bockenheimer Landstr. 95
Telefon 528403

Erholung und Entspannung in den städtischen Freibädern



Brentano-Park · Eschersheim · Hausen · Höchst · Niederrad

Sport- und Badeamt, Frankfurt am Main, Telefon 20221/3565

Wir blicken zurück . . .

Zehn Jahre DISKUS

Unter dieser Überschrift beginnen wir mit einer Folge, in deren Verlauf wir an einige Ereignisse der letzten zehn Jahre der Geschichte der Frankfurter Universität erinnern wollen. Zehn Jahre lang ist der DISKUS dabei gewesen, zehn Jahre lang haben all die, die Zeit und Mühe aufwandten, in Frankfurt eine Studentenzeitung erst zu gründen und dann zu erhalten, versucht, sachlich und objektiv den Dingen gegenüber zu treten. In unserem Archiv findet sich in diesem Bemühen ein gutes Stück Universitätsgeschichte der letzten Jahre. Was damals aktuell war und heute vergessen ist, oder worüber man damals wie heute sprach, wollen wir zurückrufen. Sicher ist das auch für die Neuzugänge dieses Semesters nicht ohne Interesse.

Am Anfang des DISKUS stand ein großes Wort — denn man soll seine Ziele ja vorerst recht weit stecken, weil man noch früh genug gezwungen ist, Einschränkungen zu machen. So auf der ersten Seite der „Frankfurter Studentenzeitung" — das war der DISKUS im ersten Jahrgang — unter der Überschrift „Von und für Studenten":

„Die ‚Frankfurter Studentenzeitung' soll den Studierenden die Möglichkeit geben, frei ihre Meinung zu allen Dingen zu äußern, die uns innerhalb und außerhalb der Universität angehen."

Allzu groß schien das Bedürfnis nach freier Meinungsäußerung in Kreisen der Studentenschaft allerdings nicht zu sein, denn in der gleichen Nummer befindet sich ein dringender Aufruf zur Mitarbeit an „unserer Zeitung", der sich in der Folgezeit bis in die Gegenwart noch oft wiederholen sollte.

Aber auch Erfreuliches gab es schon ganz am Anfang zu berichten. So hatte der US-Hochkommissar McCloy für ein Studentenhaus DM 550 000 gespendet, und die Stadt Frankfurt sowie das Land Hessen schlossen sich mit je DM 250 000 an. Kein Wunder also, daß schon in Nummer 3 als bedeutenstes Ereignis jenes Jahres die am 25. Mai erfolgte **Grundsteinlegung des Studentenhauses** durch Magnifizenz Prof. Dr. Boris Rajewsky in Anwesenheit von Mr. McCloy und anderen hohen Persönlichkeiten gemeldet werden konnte.

Die nächste Meldung klingt wie ein Märchen: „An der AStA-Wahl . . . beteiligten sich 47,6% der Studierenden." Die höchste Quote hatte die WiSo-Fakultät mit 55%. Geringste Beteiligung erreichten die Juristen mit 40,6%. Wie sich die Zeiten ändern. Heute ist man froh, wenn bei den Parlamentswahlen auch nur 30% zusammenkommen. Im Sommer des ersten Jahres erschien zum ersten Male „Der Paula-Witz", der in den nächsten Nummern als regelmäßiges „feature" wiederkehrte. Hier ein besonders treffendes Beispiel: Alle wollen essen. Paula ist völlig aufgelöst und schimpft. Sagt ihr ein Kollege beruhigend: „Take it easy!" Sagt Paula: „Ach, ich bin nun schon so lange an der Uni, aber Latein kann ich immer noch nicht."

In diesem Jahr gibt es noch das Richtfest des Studentenhauses am 30. Oktober zu melden. Prof. Dr. Rajewsky lehnt die Wiederwahl zum Rektor ab, und so wird Prof. Dr. Max Horkheimer sein Nachfolger.

Der zweite Jahrgang bringt einige Neuerungen: Ab Wintersemester 51/52 gibt es in Frankfurt ein Studentenparlament. Heft 2 dieses Jahres erscheint zum ersten Male in dem uns heute vertrauten **Großformat** und bringt erstmals ein Feuilleton: Eine Seite von und über Jean Cocteau.

Heft 3 heißt erstmals **DISKUS,** und verantwortlich zeichnet nicht mehr der AStA, sondern ein Gremium von 5 Herausgebern, so wie es heute noch ist. In der Folgezeit breitet sich das „Feuilleton" über 4 Seiten aus; man berichtet über den II. Deutschen Studententag in Berlin und erwähnt die Gründung des Filmstudios.

Robert W. Flohr

(Fortsetzung von Seite 17)

Universidad Central

Ära der fetten Kühe ohne Ende ist. Unsere Studenten sind verwöhnte Söhne, denen wir alles erlauben, wir geben ihnen viele Feste und wenig Unterricht. Wir gestatten, daß sie in den Examina abschreiben, daß sie die fähigen und strengen Professoren über Bord werfen. Und nachdem wir ihnen übereilt die Titel zuerkennen, geben wir ihnen mehr oder weniger üppige Posten im Staatsdienst oder in den Unternehmen. Venezuela gibt für alle!"

Karneval, Cadillacs und Karibischer Badestrand

Überhaupt wird während der Karnevalszeit die ganze Universität auf den Kopf gestellt. Schon Wochen vor Beginn des Karnevals, beschäftigen sich alle Fakultäten mit der Ermittlung der Kandidatinnen für die Wahl der Karnevalskönigin. Jede Fakultät stellt mehrere Bewerberinnen auf, die während der Vorlesungen, ohne sich um die Proteste der Professoren zu kümmern, mit großem Gefolge in die Räume kommen und auf Stimmenfang ausgehen. Auf den Gängen bilden sich Sprechchöre, die den Namen der Favoritin durch die heiligen Hallen schreien, und einige haben Trompeten mitgebracht, um den Lärm zu verstärken — das alles, während in den Räumen nebenan der Unterricht weitergeht. Unmittelbar vor der Karnevalswoche wird das Treiben so wild, daß zahlreiche Studenten und Professoren es vorziehen, zu Hause zu bleiben und die Vorlesungen schließlich ganz ausfallen. Viele scheuen sich, die Universität zu betreten, weil überall mit Wasser gespritzt wird, oft auch mit weniger angenehmen Flüssigkeiten. Das gehört hier zum Karneval dazu, niemand tut etwas dagegen, man hat eben seine Freude daran!

Venezuela verwendet einen erheblichen Teil seiner Deviseneinahmen darauf, Autos zu importieren, in erster Linie aus den USA. Es ist durchaus keine Seltenheit, einen Studenten zu sehen, der mit einem Cadillac zur Universität kommt. Die Parkplätze der Ciudad Universitaria sind vollgestopft mit großen amerikanischen Wagen, und man schätzt die Zahl der Studenten, die mit eigenen Wagen zur Vorlesung kommen, auf 30 bis 40 Prozent. Doch nicht nur für die Fahrten zur Universität werden die Autos benötigt: am Wochenende fährt man über den 20-km-Super-Highway an die Küste der Karibischen See, um sich dort in zum Teil recht exklusiven Clubs den Badefreuden zu widmen. Das Auto ist allerdings nicht immer reiner Luxus, es gibt in Venezuela fast keine Eisenbahnverbindungen, so daß für Fahrten ins Interior nur die Straße bleibt.

Ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen der Universidad Central und den deutschen Universitäten besteht in der außerordentlichen politischen Aktivität der Studenten. Während der deutsche Student meist nur bestrebt ist, ein gutes Examen zu machen und sich dabei sehr selten an politischen Auseinandersetzungen beteiligt, ist der venezolanische Student politisch sehr aktiv.

Auch dafür gibt es im wesentlichen zwei Gründe: der erste ist, daß Venezuela die längste Zeit seiner Existenz als selbständiger Staat von Militärdiktaturen beherrscht wurde — die heutige, konstitutionelle Regierung feierte im Februar 1960 das erste Jahr ihres Bestehens, das ist die bisher längste Periode einer Zivilregierung in der Geschichte des Landes. Der Kampf der Studentenschaft gegen die Regierung hat hier schon immer Bedeutung gehabt, und man behauptet, daß die Ciudad Universitaria mit Absicht ganz außerhalb des eigentlichen Stadtzentrums gebaut wurde, um den sehr häufigen studentischen Demonstrationen von vornherein jede Wirkung zu nehmen. Zudem wurde die gesamte Anlage mit einem hohen Drahtzaun umgeben, nur durch einige Tore, die früher ständig von Polizeiposten bewacht waren, kann das Universitätsviertel betreten werden.

Die andere Ursache der politischen Aktivität ist viel jünger, doch nicht weniger bedeutsam: Unter der hiesigen Studentenschaft gibt es eine sehr große linksgerichtete Gruppe, von der sich viele Mitglieder zur „Partido Comunista de Venezuela" bekennen, die in dem venezolanischen Parlament die einzige Oppositionspartei darstellt. Sie seien in Fidel Castro das große Vorbild, bemühen sich um eine radikale Agrarreform mit totaler Beseitigung des Agrarfeudalismus und wenden sich in erster Linie gegen den dominierenden Einfluß der US-Amerikaner in der venezolanischen Wirtschaft. Die Ausländerfeindlichkeit ist in der Öffentlichkeit wie in der Studentenschaft teilweise recht groß und richtet sich besonders gegen die Nordamerikaner. Typisch für diese Haltung ist der Empfang, den die Studenten vor zwei Jahren dem heutigen US-Präsidentschaftskandidaten Nixon bereitet haben, als er auf einer good-will-tour nach Caracas kam. In letzter Zeit haben sich diese Beziehungen eher noch verschlechtert. Auf Grund der Diskriminierung ausländischer Arbeiter und ausländischer Produkte, nicht zuletzt auch, weil viele ausländische Unternehmer um die Rendite ihrer Kapitalanlagen fürchten, haben die ungeheuren Investitionen, die das ganze Land im letzten Viertel des Jahrhunderts total verändert haben, erheblich nachgelassen. Heute hat das reiche Erdölland eine beträchtliche Arbeitslosenquote, und Moskau scheint hier weiter an Boden zu gewinnen — nicht nur unter den Studenten.

JOSEF HILFRICH
Wissenschaftliche Buchhandlung
Frankfurt am Main - West 13
An der Bockenheimer Warte
(Adalbertstraße, Ecke Gräfstraße) Telefon 77 68 65

Dr. Günter Zühlsdorf · Frankfurt am Main
Buchdruckerei und Verlag *Oederweg 39a*
Telefon 55 11 78
Werkdruck
Illustrationsdruck
Mehrfarbendruck
Setzmaschinenbetrieb
Musiknotensatz
Buchbinderei

Herren-Kleidung
von M. SCHNEIDER
elegant...
gediegen...
preiswert...

IHR KAUFHAUS
M. SCHNEIDER
FRANKFURT/M · ZEIL/ECKE STIFTSTRASSE

UNSER FERTIGUNGSPROGRAMM UMFASST:

Fernsprech-Anlagen
Elektrische Uhren
und Uhrenanlagen
Arbeitszeit-Registrierapparate
Feuermelde-Anlagen
Wächterkontroll-Anlagen
Polizei-Notruf-Anlagen
Sicherungs- und Alarm-Anlagen
Lichtruf-Anlagen
Fernwirk-Anlagen
Warenautomaten
Freistempler

TELEFONBAU UND NORMALZEIT · FRANKFURT/MAIN

16 Verwaltungsbezirke mit Technischen Büros und Revisionsstellen in der Bundesrepublik und Niederlassungen in allen Ländern der Erde betreuen die ständig steigende Zahl unserer Kunden.

Alfred Schmidt

ZUR SITUATION DES

Als Hegel seine „Phänomenologie des Geistes" veröffentlicht hatte, erschien erst über ein halbes Jahr später die erste — übrigens von ihm selbst verfaßte — Rezension in einer Jenaer Zeitung. Man mag mit Recht auf die großen Schwierigkeiten des Werks verweisen, jedenfalls schwieg damals noch, wer zu einer Sache nichts Gescheites zu sagen wußte.

Was Hegel an den zu seiner Zeit sicher noch zurückhaltenderen Rezensenten zu bemängeln hatte, daß sie nämlich „im Hausrocke" sich über die Schrift eines anderen hermachend, von außen über sie räsonieren und sich dabei einbilden, „über das Beurteilte hinaus" zu sein, ist mittlerweile fast zu einer organisierten Kultursparte geworden. Und das nicht einmal ausschließlich wegen der zunehmenden Schlamperei bei der Besprechung von Büchern.

Es gehört zum Wesen der modernen Gesellschaft, daß in ihr alle Produkte menschlicher Arbeit, handle es sich nun um solche materieller oder geistiger, den Charakter von Waren annehmen, wodurch ihr wahrer Charakter in eigentümlicher Weise verunstaltet wird. Der geistige Nutzen, den die Lektüre eines Buches dem Leser stiftet, das, was die Kritik der politischen Ökonomie den Gebrauchswert einer Ware genannt hat, bleibt dem im Preis sich ausdrückenden Tauschwert an sich gleichgültig. Daß Gebrauchswert und Tauschwert der Ware Buch ebensosehr gesellschaftlich aufeinander bezogen sind, kennzeichnet die widerspruchsvolle Situation des Rezensenten.

Seinem Begriff nach hätte er als Kritiker, gewissermaßen als Anwalt des Buches, soweit es als geistiges Gebilde einen objektiven Anspruch erhebt, aufzutreten. Das aber setzt zugleich voraus, daß er sich der Mittel bedient, wie sie der Markt hervorbringt. Der Verleger will ein Buch in erster Linie verkaufen, der Rezensent, sofern er die Sache ernsthaft betreibt, sich an ihm abarbeiten. Wegen der mangelnden Harmonie zwischen ihm und dem Auftraggeber ist das Resultat in den meisten Fällen ihrer selbst unbewußte Reklame, ein schlechter Kompromiß zwischen den Beteiligten.

Wer ein Buch bespricht, hat nicht nur Verlagswünschen entgegenzukommen. Die zweite, vielleicht noch schlimmere Barriere, begegnet ihm in Gestalt der Feuilletonredakteure, welche Sachkenntnis, die sich allzusehr in die Probleme der anzuzeigenden Bücher versenkt, eher als Nachteil denn als Vorzug zu werten geneigt sind. Abgesehen von wissenschaftlichen Rezensionsorganen, die etwas großzügiger zu sein pflegen, reden sich die Redakteure mit Platzmangel heraus, wenn sie eingesandte Manuskripte in freier Willkür kürzen oder gar mit einer der Intention des Einsenders zuwiderlaufenden Überschrift versehen.

Auf den Redaktionen weiß man genau, daß Verlage, deren Bücher „schlecht" besprochen werden, in der Regel keine Bücher mehr einsenden. Nicht nur bitten manche Verlage von vornherein um eine „wohlwollende" Besprechung, sondern sie fügen auch mitunter dem eingesandten Buch einen Zettel bei, auf dem markige Sätze aus bereits erfolgten Besprechungen dem neuen Rezensenten die Meinung suggerieren, daß es nicht möglich sei, sich angesichts solcher Urteile auszuschließen. Berühmt sind die zahlreichen, nicht immer sachgerechten Urteile Thomas Manns, die bis heute ihren Platz unter den gängigen Slogans der Klappentexte behaupten.

Nicht nur solche äußeren Umstände setzen die Spontanität des Rezensenten herab. Er selbst befindet sich, da er ja das von ihm besprochene Exemplar kostenlos erhält, a priori in der Rolle des Bestochenen, der dem geschenkten Gaul nicht allzusehr ins Maul sehen will.

Selbst wer die Bedeutung der angeführten ökonomischen Momente, denen eine Er-

Die Buchhandlung für den MEDIZINER

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

FRANKFURT A. M.-SÜD 10
Gartenstraße 134 · Telefon 6 19 93

Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

Luise Pollinger

Papier · Bürobedarf · Drucksachen
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Feinpapiere · Geschenke · Büro-, Zeichen und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen
innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt a. M. · Bockenheimer Landstr. 131 und 133
(nächst der Universität) Fernruf 77 55 89

Selbstbedienung Bockenheimer Landstraße 133
Fernruf 77 63 77

Universitätsbuchhandlung

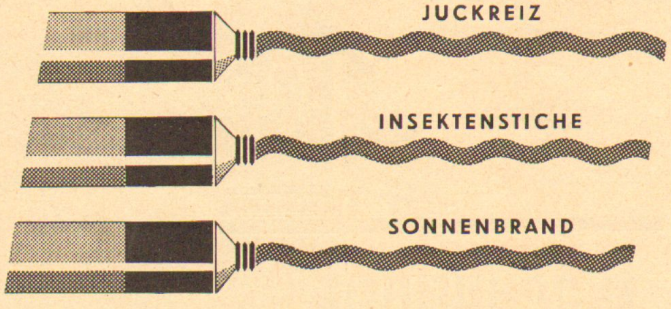
Blazek & Bergmann

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 (Am Goetheplatz)
Telefon 23633 und 25264

Fachbücher aus den Gebieten
Jura, Wirtschaftswissenschaften,
Technik, Medizin,
Naturwissenschaften

Chemiewerk HOMBURG Frankfurt/Main



ANDANTOL®-GELEE

ANTIHISTAMINICUM
ANTIALLERGICUM

ERHÄLTLICH IN ALLEN APOTHEKEN

REZENSIERENS HEUTE

örterung des Rezensierens sich schwerlich entziehen kann, als zu hoch veranschlagt ansähe, müßte zugeben: die meisten Buchbesprechungen sind gezeichnet von einer für den gegenwärtigen Kulturbetrieb zwar charakteristischen, aber grundsätzlich falschen Alternative. Entweder sind sie geschwätzige Inhaltsangaben, die ehrfürchtig an jedem Buchstaben des Autors kleben, oder sie reden von allem, nur nicht von der Sache selbst, weil sie sich unkontrolliert allen möglichen Assoziationen überlassen und dem Leser zumuten, sich mit der Privatmetaphysik des Besprechers vertraut zu machen.

Beide Haltungen sind gleich unkritisch. Der objektive bedingte Verfall der großen philosophisch-literarischen Kritik und Polemik, wie sie im 19. Jahrhundert aus der linken Hegelschule hervorgehend, über Heine und Nietzsche zuletzt noch bei Karl Kraus zu einem Höhepunkt gelangte, kennzeichnet wesentlich die Lage des Rezensenten.

Es ist charakteristisch, daß bei der Flut von Büchern, die heute hervorgebracht und von einem Heer geeichter Besprecher, denen nichts entgeht, handle es sich um Gabriel Marcels „Philosophie der Hoffnung" oder um Nabokovs „Lolita", dem Leserpublikum angekündigt wird, gerade jene wenigen Schriften, die wirklich noch etwas von der Kraft des kritischen Gedankens in sich haben, totgeschwiegen oder ohne große Umstände dem Bereich des Abseitigen und Apokryphen zugewiesen werden.

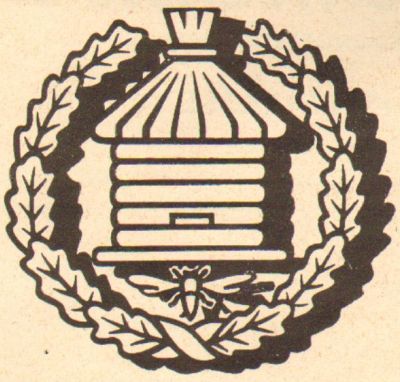
Die Geschäftigkeit, mit der die Rezensenten sich über alles Erscheinende, soweit es nur die Tabuzonen beachtet, lobend hermachen — es gibt bereits einen festen Besprechungsjargon — verrät etwas von den heutigen geistigen Produktionsbedingungen überhaupt. Alles Gedachte, kaum, daß es geäußert wurde, wird dem vorhandenen ehernen Bestand einverleibt.

Dennoch wäre es Unsinn, zu glauben, es könne auf das Rezensieren ganz verzichtet werden. Den genannten objektiven Schwierigkeiten gegenüber wird das Geschäft des Rezensenten zu einer Kunst, die es unternimmt, gebunden an die Mittel des Marktes, dem Markte entgegenzuwirken. Eine Studentenzeitung bietet ihm insofern einige Vorteile, als er fachliches Verständnis bei einem weiteren Leserkreis als dem einer Tageszeitung voraussetzen kann und folglich mit seinen Kenntnissen zugunsten einer fragwürdigen Popularität nicht hinter dem Berge zu halten braucht. Hinzu kommt, daß die eingesandten Bücher keine von Winkelpoeten oder Wochenendphilosophen sind, daß also eine vernünftige Auswahl besprechenswerter Bücher erfolgt.

Es ist eine Binsenweisheit, daß es auch im engeren Fachbereich immer unmöglicher wird, alle Neuerscheinungen zu lesen, ganz zu schweigen von Büchern, die sich mit der jüngsten Vergangenheit beschäftigen. Phrasenlos und kritisch geschriebene Rezensionen können Information und Belehrung bieten, gegebenenfalls, was sogar vorkommen soll, zur Lektüre des betreffenden Buches verleiten.

EXPRESSIONISMUS

Das in unserem Bücherbericht „Lob der Verlage" in der Januar-Nummer des DISKUS kurz besprochene Buch von Walter H. Sokel: „The Writer in Extremis — Expressionism in twentieth-century German literature" wird noch in diesem Herbst beim Verlag Albert Langen — Georg Müller, München, in deutscher Übersetzung erscheinen. DISKUS



DER BIENENKORB

Sinnbild für Fleiß und Sparsamkeit

DAS WAHRZEICHEN DER

FRANKFURTER SPARKASSE

VON 1822 (POLYTECHNISCHE GESELLSCHAFT)

NEUE MAINZER STRASSE 49-51

ZWEIGSTELLEN IN ALLEN STADTTEILEN

FERNSPRECHER: SAMMELNUMMER 20202

Fachbücher

für Ihr Studium:

Handbuch der Wirtschaftswissenschaften

Herausgegeben von Prof. Dr. Hax und Prof. Dr. Wessels, Band 1: Betriebswirtschaft — Band 2: Volkswirtschaft. Beide Bände werden nur zusammen abgegeben. Ganzleinen DM 88,—. Studienausgabe gegen Einsendung einer Studienbescheinigung DM 75,—.

Bearbeitern, Herausgebern und Verlag ist es gelungen, in diesem (vergleichsweise sehr preiswerten) Handbuch ein Standardwerk zu schaffen, das seinen Platz finden und auf längere Sicht auch halten wird. Rationalisierung

Eine hervorhebenswerte Leistung des Verlages ist die Herausgabe zweier Bände zur Betriebs- und Volkswirtschaft. Dieses Sammelwerk ist ein hervorragendes Hilfsmittel, das jeden Studierenden bis zu seiner Abschlußprüfung mit Erfolg begleiten kann.

Literarischer Ratgeber, Würzburg

Die Kuppelproduktion

von Prof. Dr. Paul Riebel, 244 Seiten, 18 Abbildungen, Halbleinen DM 21,— Veröffentlichungen der Schmalenbach-Gesellschaft, Band 23

Wenn es bis jetzt an einer grundlegenden systematischen Darstellung der Kuppelproduktion fehlte, so liegt mit der Riebelschen Veröffentlichung nunmehr ein Werk vor, das auf die sachlichen produktions- und marktwirtschaftlichen Probleme der sehr verschiedenen Arten der Kuppelproduktion eingeht.

In Anbetracht noch vorhandener Rationalisierungsreserven gibt gerade dieses Werk wertvolle Anregungen zu deren optimaler Ausschöpfung.

Wirtschaftliche Mitteilungen, Duisburg

Die Substanzerhaltung der Betriebe

von Prof. Dr. Karl Hax, 290 Seiten, Ganzleinen, DM 21,—

Seit über 30 Jahren haben Wissenschaft und Praxis nach Wegen gesucht, die nominelle Abrechnung durch Einbau der Substanzrechnung zu ergänzen und zu verbessern. An einer wissenschaftlich gültigen Inventur dieser Versuche hat es bislang gefehlt. Prof. Hax hat sie in seinem Buche nunmehr vorgelegt und damit eine spürbare Lücke ausgefüllt, wofür ihm die betriebswirtschaftliche Theorie, aber auch die Praxis, zu Dank verpflichtet sein mag. Den Kern des Buches stellt die Behandlung der Frage dar, welche Möglichkeiten und Grenzen der Substanzrechnung im Rahmen der überkommenen Unternehmungsrechnung gegeben sind. Über die gültigen Bewertungsprinzipien der Unternehmungsrechnung hinaus wird der Leser auf die Methoden der Substanzrechnung beim Vorrats- und beim Sachanlagevermögen aufmerksam gemacht.

Handelsblatt, Düsseldorf

Wir senden Ihnen gern unsere Sonderprospekte

WESTDEUTSCHER VERLAG · Köln und Opladen

notiz zu meinen texten

leben ohne sprache ist unvorstellbar. man muß sogar sagen: erst die sprache macht das leben zum leben. wann aber sind worte sprache und wann sind worte so sprache, daß sprache leben ist?

worte sind so lange nur worte, so lange sie nicht als zufall bewußt gemacht wurden, solange bewußtsein macht aus dem baum einen baum, indem es ihn mit anderen bäumen in beziehung bringt, aus der lokomotive eine lokomotive, indem es sie mit anderen lokomotiven in beziehung bringt, aus der frau eine frau, indem es sie mit anderen frauen in beziehung bringt, weil mein bewußtsein verbindungslinien zwischen den dingen kennt, die aus gedächtnis gebildet sind. wo kein gedächtnis ist, ist nichts. gedächtnis aber ist sprache. worte sind noch kein gedächtnis, solange mein bewußtsein sie nicht mit anderen worten in beziehung bringt. wie mein bewußtsein in der lage ist, aus dingen leben zu machen, indem es sie mit gedächtnis benennt, ist mein bewußtsein auch in der lage, aus worten sprache zu machen, weil es das einzelwort realisieren und zu der sache, die es meint, machen kann, indem es dieses einzelwort mit anderen worten in verbindung bringt, die mir schon früher zufielen, weil es also aus dem zufall das macht, was novalis den gelenkten zufall nannte, weil es aus existenz gedächtnis machen kann, leben. und wie worte erst als gelenkter zufall sprache und leben erst als gelenkter zufall leben sind, ist leben erst als gelenkter zufall in sprache leben, nämlich g e d ä c h t n i s .

poesie geht noch einen schritt über die sprache hinaus. indem poesie etwas, was unter dem aufreibenden festhalten und auffangen von zufälligen worten und deren gruppierung in sprache verloren ging, festhalten will, nämlich das sprachlose selbst, das als fundament für die entstehung von sprache nötig war. das heißt, daß ein tatsächliches gedicht immer mehr ist, als das, was es spricht. das heißt auch, daß ein tatsächliches gedicht keinen anfang und kein ende kennen kann. dort, wo es beginnt, muß es schon begonnen haben, und was sich als anfang des gedichts gibt, darf nur die bewußtmachung des übergangs vom sprachlosen raum der worte zum wortlosen raum der sprache sein. nicht umsonst nannten rainer maria gerhardt und claus bremer einige ihrer texte „dauergedicht".

man kann den sprachlosen raum, aus dem sprache — die zur poesie gebracht werden soll — entstehen muß, auch ganz einfach — wie claus bremer — „thema" nennen. die aufgabe des dichters ist es dann, sein thema so sehr sprache werden zu lassen, daß es schließlich ganz und gar in ihr verschwindet. nennt man das thema — wie ich — existenz — und leben kann man es nicht nennen, bevor es nicht durch gedächtnis bewußt gemacht wurde —, so ist es die aufgabe des dichters, aus existenz leben zu machen. was sich im fertigen text als leben ausweist, enthält die erinnerung an geschehenes, dessen man sich nicht mehr erinnerte. umgekehrt ist dieser fertige text das „übersetzen von erinnerung in eine realität, die nicht mehr erinnerungsfähig ist" (franz mon), da sie nun selbst die erinnerung bzw. das gedächtnis ist. ich nenne meine neueren texte deshalb auch nicht mehr bloß montagen — wie früher — sondern gedächtnis — gedächtnis I, II, III etc. — da gedächtnis — zu leben verdichtet — eben das ergebnis der montage ist.

was aber ist die montage? in der technik — und von der kommt der begriff — bedeutet sie lediglich das zusammenfügen mehrerer fertiger einzelteile zu einem fertigen ganzen, dem man womöglich keine nathstellen mehr ansehen soll. in der poesie — bzw. für die poesie — ist montage aber gerade im gegenteil — wenn es auch peter rühmkorf bestreitet — das ersichtlichmachen von nahtstellen, die demonstration und das bewußtmachen der einzelnen fertigteile — die ja wieder aus einzelnen teilen bestehen — in ihrer konfrontation miteinander. die poesie will auch kein fertiges ganzes erreichen, sondern sie will im gegenteil bewußt machen, daß es existenziell kein fertiges ganzes gibt, sondern immer nur eine flut von einzelteilen, die sich — im gedächtnis — zu immer neuen erscheinungen und bedeutungen formieren. die montage will die älteste und schwierigste aller wahrheiten bewußt machen, nämlich die, daß alles im fluß, daß alles bewegt ist, eine binsenwahrheit, die die gesamte abendländische kunst nie begriffen hat, weswegen sie — gleichsam zur strafe — auch nur eine abendländische kultur geworden ist.

will nun die montage dieser art poesie werden, d. h. die sich stets wandelnden bedeutungs- und erscheinungsformen nicht nur als existenz, sondern als leben demonstrieren, muß sie aus der beweglichkeit, veränderbarkeit, aus dem zufall ihre m e t h o d e machen, d. h. der gelenkte zufall kann einzig und allein darin bestehen, daß der zufall als zufall erkenntlich gemacht ist.

ein gedicht kann von hier ab nicht mehr so tun, als wäre es unverletzlich, als könnte es nicht verändert werden. wäre wirklich unveränderlich statisch (um mit benn zu reden), wäre es im selben augenblick auch kein leben mehr. ein gedicht darf von hier ab auch nicht mehr so tun, als hätte es anfang und ende, stil oder stile; hätte es diese, wäre es ja nicht mehr als technik, nicht mehr als ein einzelnes und lächerlich belangloses fertigteil. will das gedicht endlich leben sein, muß es gedächtnis sein aber ist in dem augenblick kein gedächtnis mehr, wo es nicht mehr denkt, nicht mehr weiterdenkt, wo es sich und das gedachte nicht mehr b e w e g t .

kürzlich druckte eine zeitschrift* aus versehen zwischen eines meiner gedichte die reklame: „mach mal pause, trink coca-cola, und dann erfrischt weiter!" ich bilde mir ein, daß mein gedicht — eben da es nicht aus anfang, ende und stil bestand, sondern offen und beweglich war wie das leben — diese reklame nicht nur aushielt, sondern sie erst zum leben — zur sprache nämlich — erweckte, indem es sie mitdachte, indem es sie gar nicht als fremdkörper empfinden konnte, da nichts auf diesem fremdkörper sein kann, aber alles ein zufall mehr auf dem wege zu dem universalen zufall, den wir leben nennen, wenn wir seiner inne werden im gedächtnis, das das gedicht ist.

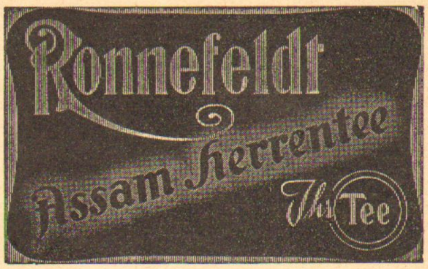
peter hamm

*) der DISKUS

DIE SCHM

DAS SCHLECHTESTE THEA

Wir konnten uns nicht so ein großes Inserat leisten, daß unser ganzer Theatername daraufpaßte, denn wir wollen auch weiterhin Studenten auf Eintrittskarten Ermäßigung geben. Studentenpreise: 60, 80 Pf. 1, 2, 3 DM (außer samstags). Die Schmiere das schlechteste Theater der Welt. Im Karmeliterkloster, Telefon 21066



Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch · Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!

DEUTSCHE EFFECTEN- UND WECHSEL-BANK

VORMALS L. A. HAHN · GEGRÜNDET 1821 · AKTIENGESELLSCHAFT SEIT 1821

FRANKFURT AM MAIN · KAISERSTRASSE 30

SECHS DEPOSITENKASSEN IM STADTGEBIET

Wir vermitteln

unverbindlich, individuell und kostenfrei Stellen für

Ärzte und Zahnärzte
Apotheker
Diplom-Mathematiker
Diplom-Physiker
Diplom-Chemiker
Juristen
Diplom-Volkswirte
Diplom-Psychologen

Interessenten werden gebeten, sich in Verbindung zu setzen mit der

Zentralstelle für Arbeitsvermittlung
Frankfurt am Main,
Eschersheimer Landstraße 1—7

Ihr Fachberater in allen Reisefragen

HAPAG LLOYD REISEBÜRO

Ermäßigte Flugpassagen für Studenten

Schülerfahrkarten

FRANKFURT AM MAIN
Kaiserstraße 14 · Telefon 20576

Foto: Abisag Tüllmann

BRITTA TITEL

REIHEN

I

stimmlos
erblaßt
gemieden
seltsam und Klang und Spinngeweb
arglose Freude
gemieden
seidener Schuh
Holz im Winde gebrochen
fahren
sehen
sah geschwiegen
Falbe Falbe

II

den weiten leeren Feldern
und spielen Harfe
und haben das Brot gegessen
Absalom niemals vergaben
sondern
neidlos
und
sanft
Arme und Sünder
bleiben
sehen
immer stiller
verbrannt

III

Ungemach in Blättern geschürt
neigen sich zwingt ihn
und der Tag kam
Glanz im Gefolge
geändert von Trauer
der Tag kam
vergaßen und lachten
den Hängen im Scheiden
vernehmlich
in Blättern das Lachen
wohin

IV

Kennen nicht weigern sich
ohne Atem lebte in Ketten mit Ringen
aus feinem Silber
in Ketten in Ringen
und Atmen
wahrlich
neidisch
verhohlen
kennen sich weigern
durchscheinend herbstliche Wange
sich regen im Astwerk
als habe ein Hauch
ein Atmen in silbernen Ringen
sich weigert
gekannt

„fremdartig ist das rechte wort dafür" gedicht ohne ende ist das rechte wort dafür mich von der kante der welt hinabzustürzen und keins ist das rechte wort dafür und mich von der krankreit dieser seelen herabzustürzen und keins ist das rechte wort dafür

wir kamen überein uns irrsinnig zu lieben „das ist keine erneuerung" sagte schon rabbi menachem wir kamen überein nichts mehr davon zu sagen auch in zukunft nicht „lieber dean es ist das ende der ersten jahrhunderthälfte" wir kamen überein zu brüllen wie die hungernden kälber auf den verladebahnhöfen nachts „eines tages gehe ich nach osten und spalte das hirn mir auf" und das ist noch nicht einmal der anfang von allem nichts mehr von der wahrheit zu wissen wir kamen überein daß das brüllen der frierenden kälber nachts auf den verladebahnhöfen unser ganzes manifest ist wir kamen überein brüllend zu lügen zu bereuen sie sagte nie mehr als er ist krank

prinzip des atmens
ohne feste wohnung
fremdartig

möchte man meinen ich für mein teil rieche den leichengeruch in den aufbauenden elementen vom verbrechen mathematik erwarte nämlich die öffentliche meinung und niemand hat ihm darauf geantwortet und niemand hat mir darauf geantwortet „die jungens schliefen noch und ich allein mit meiner ewigkeit" und niemand hat mir darauf geantwortet „sie hatte ja nichts zu tun als verrückt zu werden" wir wunderbar besoffen chassidim „nichts gibt es danach mehr" und möchte man meinen nichts gibt es danach mehr möchte man meinen und nichts gibt es als er ist krank

fremdartig
ohne feste wohnung
prinzip des atmens

PETER HAMM

GEDÄCHTNIS VII

als sie nicht mehr als absatzklappern kannte das unterscheidungsmerkmal dieser krankheit die leidenschaften kamen mir stets von der vernunft dies aesthetische system einer ehrgeizigen seele hat viel unter uns gelitten hat viel um uns gelitten diese aesthetische seele „daß mir der paria darum besser gefällt als goethe" keine bestimmte klasse von menschen inmitten der wesen „genaugenommen der einzige der seinen stil zu einem werkzeug gemacht hat" und den atem freisprach der viel für uns gelitten er ist krank

was die lyrik betrifft „hätte er diese neugierde nicht gehabt" und mußte um jeden bissen brot kämpfen über alle maßen haßte er operationen und frauen „trank bis dies oder das ersäuft war" was dies oder das betrifft was mich dies oder das betrifft „nichts gibt es danach mehr" sagte schon rabbi naachman als daß nur steine atmen was dies und das betrifft

fremdartig prinzip ohne festen atem wohnung ist kaum

das rechte wort dafür

MAX HÖLZER

PABLO PICASSO IN CANNES (1959)

Nacht die Nester in die Bäume gräbt
Nacht die mit den Nestern aus den Bäumen fliegt

Wer überrascht die großen Fensterknospen
wenn sie sich entfalten

Unter Palmen
(sie bronzierten das Fleisch)
unter Leuchtern die zwischen zwei Blicken
Arme auf- und abwärts biegen
schwarze Siegel erweckten Blutes zerschneiden
und den gefangenen gewesenen Tag der Mitleid schrie

der Schaukelstuhl leer von Brüsten und Monden

Er hat nichts von jenem riesigen Koloß der Dachau überlebte
dem schwarzen Zigeuner
so weich daß sich seine Muskeln vom Tag von der Nacht
kaum lösten
dem Eisenbieger —
und doch

Ein Knäuel aus Erde und schwarzem Flaum
hat sich durch seine Herzwand gedrängt

Der Boden glänzt wie flüssig Boden und Decke
wie die Roßkastanie die aus den Stacheln sprang
wie das Grauweiß der gekochten Edelkastanie rauchend
aus dem Wasser gezogen
wie die Helle die sanft am Dunkel lehnt
Gerechtigkeit der Liebe
sie ziehen in weiten Bahnen und Winkeln Summen-Grenzen

Welche Herde schläft und wird unsichtbar

Für uns wärmt er
das Eis seines Auges

Die älteste Flamme schmilzt
den Guß aus Nächten zum Mittelmeer

Quecksilberseele flicht den Ast
salbt das nackte Holz
zaubert Rinden und Federn aus kahlen Hirnen
würgt im Spiegelnetz die Schlächter

Es muß der Tod sein Wasser lassen

Beschämter Tod geht vorüber dort in der Schuhschachtel
die die Kinder auf dem Kaminsims aufgestellt
verwischt das Königspaar der Rahmen frei
die Butter schmilzt über dem Bergkristall der seine Hörner
hebt

Gewölbe Rahmen Schränke voll Haar
Kanäle sich verzweigend
in uns allen

jedes einzelne Haar in roter Erde gegraben
in flugbereiten Glimmer
in jungen Vasen
genau geschrieben wie Schicksal

wie Güte die nicht mehr foltert

wie Tränen überm Fels
wie Nichtgeweintes das Sonne glättet

Die Erde eine nackte Nonne
die Güte aufs neue umgibt mit des Fleisches und des
Azurs Treppen und Höhlen

Er rodet ohne Hacke ohne Waffen

bis unser Blick wie eine Taube flattert
den Kopf ins Gefieder steckt wie eine Taube
träumt wie eine Taube

Wir landen im Lichtgezweig der Toten auf lebendigen
Brüsten
sehen die Pupillen des Lichts

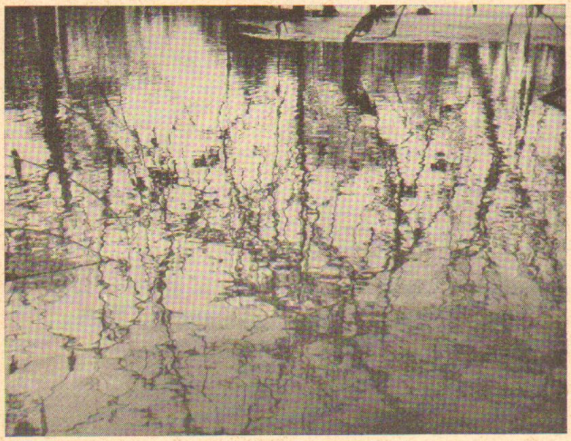
und ihn am Strand.

LUCIEN

CLERGUE

„DER SUMPF"

L'ETANG

Die bisher bekanntgewordenen Fotoserien von Lucien Clergue fügten sich allesamt unter den größeren Rahmen der „poésie photographique", die seinen Namen durch zahlreiche Veröffentlichungen und Ausstellungen bekannt gemacht hat. Die Zyklen der „Kriegsruinen von Arles", der „Versandung", der Friedhöfe, sämtlich Metaphern des Vergänglichen, haben immer wieder von Clergues leidenschaftlichem Verhältnis zum Tod beredetes Zeugnis abgelegt. Im Frühjahr 1959 fotografierte Lucien Clergue in einem Sumpfgebiet in der Nähe von Arles. Aus einem Fundus von 600 Aufnahmen entstand in strenger Auswahl die Serie „L'étang". Als der Maler André Masson die neuen Bilder, die sich so gar nicht mehr in die „poetische Fotografie" einreihen lassen, zu Gesicht bekam, sagte er zu Clergue: „Sie machen die Maler eifersüchtig." Und Clergue selber bekannte, daß „L'étang" eine „hommage à la peinture abstraite" darstellte. Davon geben die hier reproduzierten fünf Proben freilich nur einen sehr annähernden Eindruck. Die Vielfalt der abstrakten Figurationen aus dem konkreten „Material" des Sumpfes, der Reflexe und Spiegelungen, verweisen auf eine neue Richtung, die Lucien Clergues Fotografie eingeschlagen hat.

Lucien Clergue hat uns die fünf Fotos aus der Serie „L'étang" zum zehnjährigen Bestehen des DISKUS zur Verfügung gestellt. Damit werden zum erstenmal in Deutschland Beispiele von Clergues „Etangs" veröffentlicht. Der Kölner Verlag DuMont-Schauberg bereitet für 1961 die Edition unter dem Titel „Der Sumpf von Arles" vor.